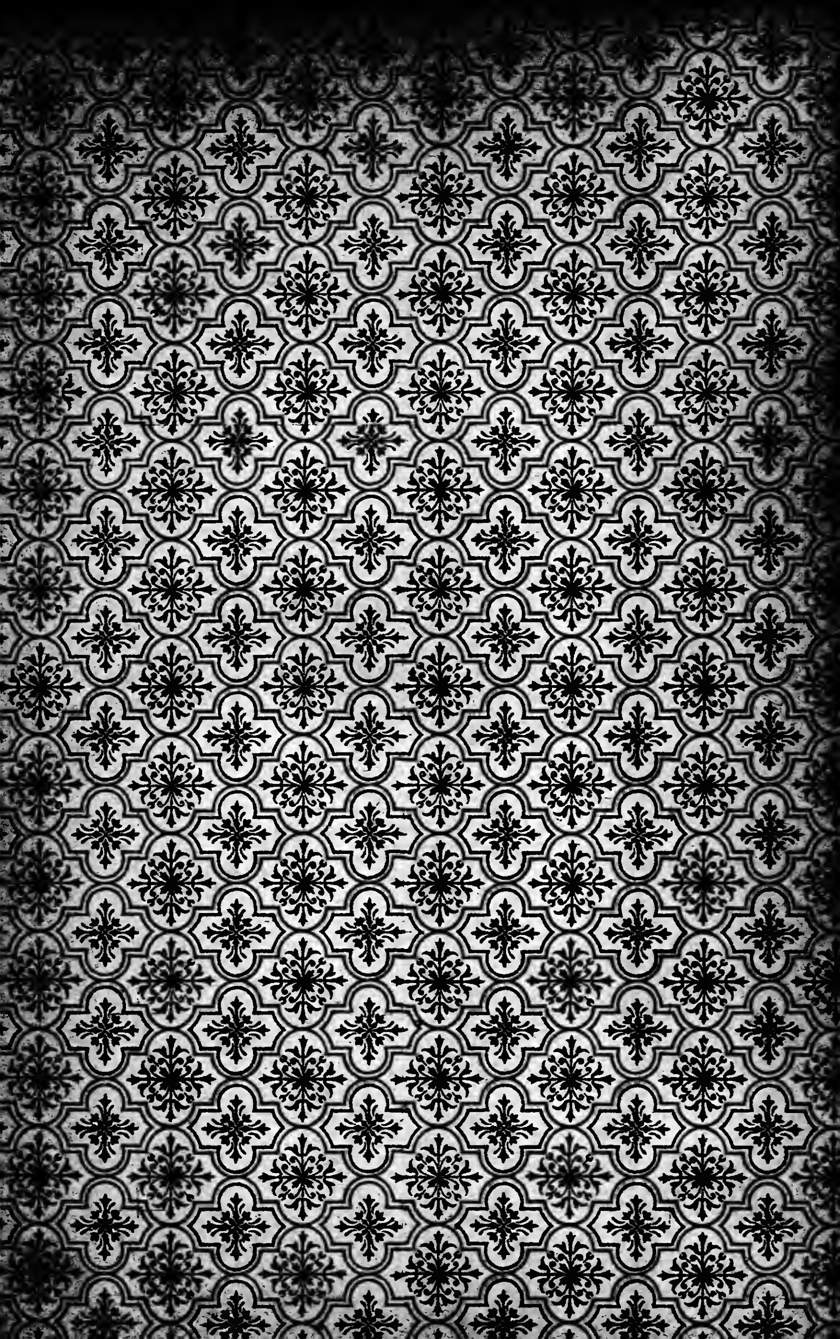
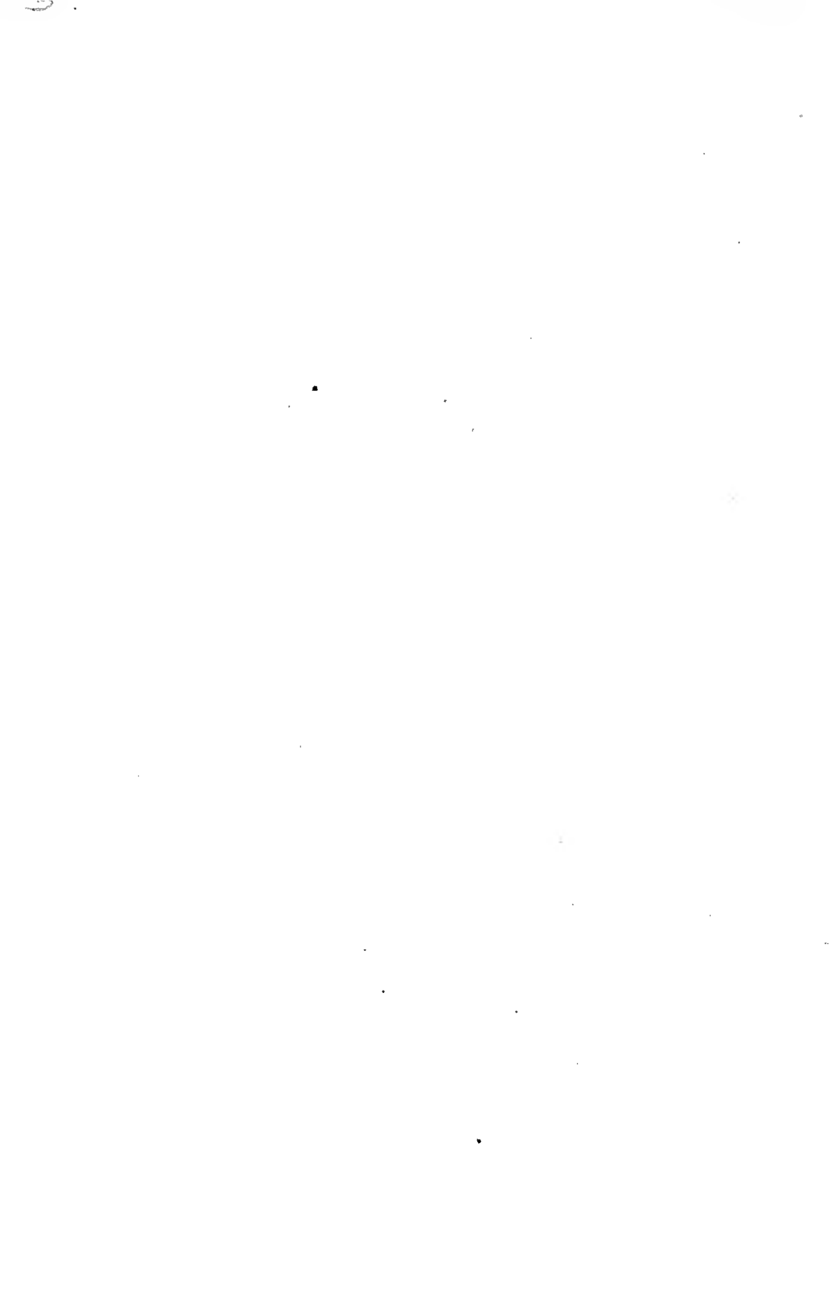






Menschliche Tragikomödie.

Neunter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

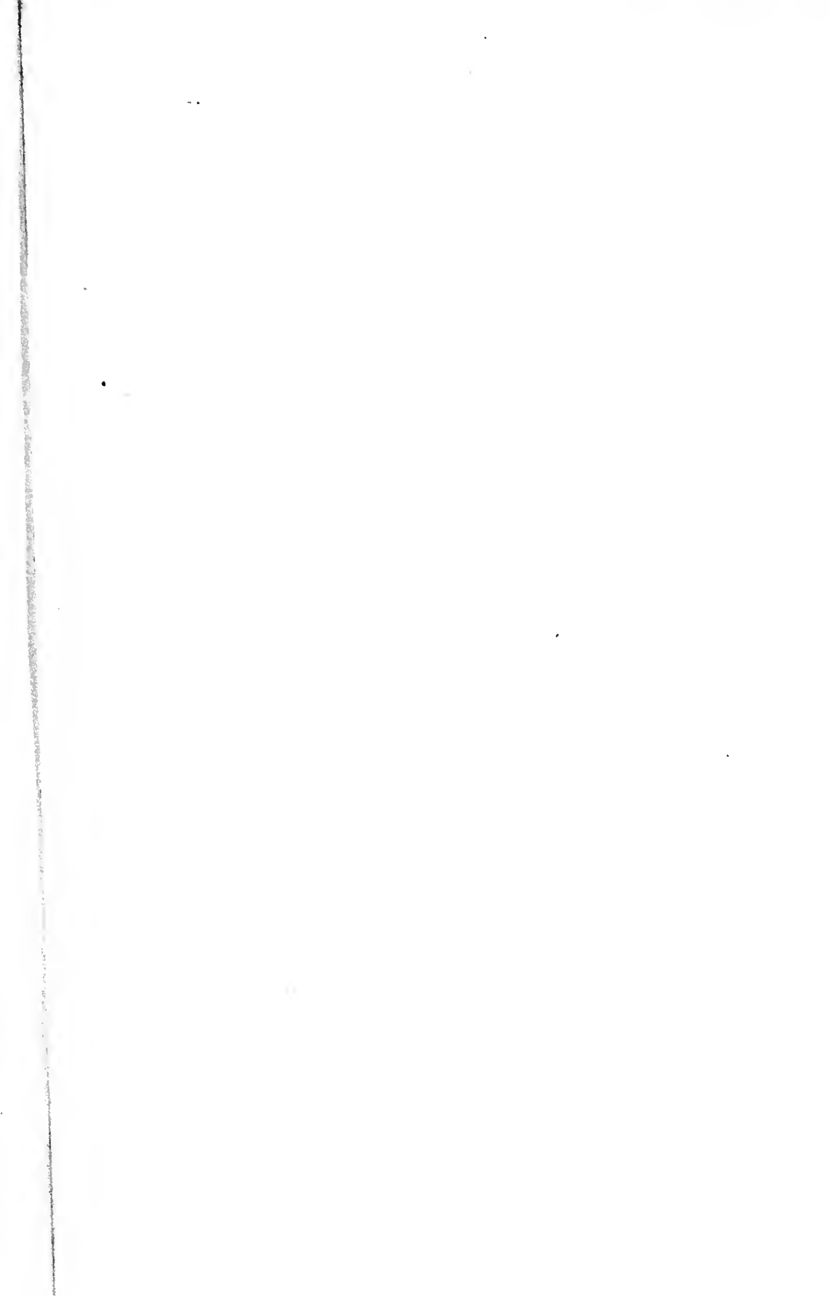
Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Neunter Band.

Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel münden alle Quellen ....
Lenau.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.



Inhalt des neunten Bandes.



Karoline von England.

Charles to his people, Henry to his wife,
In him the double tyrant starts to life.
Byron, „Windsor poetics“.

1.

„C'est singulier, Monseigneur, il n'y a que vous d'étranger ici.“

Das wurde eines Tages, so um 1785 herum, an der herzoglichen Tafel zu Braunschweig gesagt. Der es sagte, war ein luftiger Franzos, irgendeiner jener Aventuriers, welche zu jener Zeit die Laster von Paris an den deutschen Höfen theoretisch und praktisch lehrten und an welche die deutschen Fürsten einen nicht geringen Theil ihrer Einkünfte verschwendeten. „Wunderlich! Sie, gnädiger Herr, sind der einzige Fremde unter uns.“ Der sich das sagen ließ, war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, eine der trübsäligsten Figuren deutscher Unglücksgeschichte. In der That, er war in seinem eigenen Schlosse, an seiner eigenen Tafel der einzige „Fremde“, d. h. der einzige Nichtfranzos und, fürwahr, nur ein so ganz in der Franzoserei Ertrunkener wie der Herzog Karl konnte sich vonseiten eines französischen Schmarotzers eine so namenlose Frechheit bieten lassen. Die ganze Erniedrigung der deutschen Aristokratie im Dienste der französischen Mode ist in der angeführten Phrase ausgeprägt.

Der Herzog Karl von Braunschweig erscheint überall als ein vollkommener Adept der französischen Bildung, wie sie zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten oder vielmehr zur Zeit

der Pompadour und Dubarry durch den Marschall Richelieu typisch repräsentirt wurde. Karl war nicht ohne Gaben und auch nicht ohne jenen liberalen Tik, welcher ja in der Epoche des „erleuchteten" Despotismus keinem über das gemeine Krautjunkerthum sich erhebenden Dynasten fehlen durfte. Eben im Sinne dieses erleuchteten Despotismus hat er manches die materielle und geistige Kultur seines Ländchens Fördernde gewollt und gewirkt. Zugleich aber war der herzogliche Aufklärer nach dem Landgrafen von Hessen in Deutschland der zweitgrößte Händler mit Menschenfleisch. In den Jahren 1778—1794 verkaufte er an Holland 3500 und noch 1795 an England 1900 braunschweiger Seelen [1]).

1) Am schwunghaftesten wurde, wie jedermann weiß, der Seelenverkauf durch deutsche Fürsten während des amerikanisch-englischen Krieges betrieben. Der alte Schlözer hat, auf amtliche Zahlenangaben gestützt, im 6. Band seiner „Staatsanzeigen" die Rechnung gestellt, welche Summen zur angegebenen Zeit für an die Engländer verschacherte Landeskinder in die Beutel deutscher Fürsten fielen. Nämlich an:

Hessen-Kassel	2,600,000	Pfd. Sterl.
Braunschweig	780,000	„ „
Hannover	448,000	„ „
Hanau	335,150	„ „
Anspach	305,400	„ „
Waldeck	122,670	„ „
Verschiedene	535,400	„ „
	5,126,620	Pfd. St. od. 34,177,466 Thlr.

Kuriositätshalber will ich anmerken, daß dieser über alle maßen gräuliche und schmachvolle Menschenhandel in dem charakterlosen Rhetor Johannes von Müller einen Beschöniger gefunden hat. Als derselbe 1781 Professor in Kassel geworden war, apostrophirte er in seiner Antrittsrede die Zuhörer also: „Wenn ihr gierig forschet, wie die Hessen . . . jenseits des Weltmeeres bald glorreich gefallen bald ruhmvoll gesiegt — dann stammst du von den alten Katten; deine Adelsprobe ist, daß du ihnen gleichsiehst." Mit vollem Rechte rief der Verfasser der 1797 als eine der Entgegnungen auf die göthe-schiller'schen Xenien erschienenen „Dornenstücke" empört aus:

„Wer kann es seh'n und hören, wie noch stets
Der Dienst- und Menschenhandel bei uns gilt
Und selbst ein Schweizer diese Schandthat frech
Mit Rednerfloskeln zu bedecken sucht?"

Aus dem siebenjährigen Kriege hatte er in die Revolutionszeit einen Feldherrnruf mitherübergebracht, der weit über seine wirkliche Befähigung ging und zum größten Theil in der persönlichen Vorliebe wurzelte, welche sein Ohm, der große Fritz, für ihn hegte. Wie wenig er zur Lösung einer großen militärischen Aufgabe berufen war, zeigte sich sofort, als er 1792 den Oberbefehl über das in die Champagne einrückende preußisch-österreichische Heer übernommen hatte. Er sah diesen Feldzug bekanntlich für einen bloßen „militärischen Spaziergang" an, glaubte überhaupt die französische Revolution mit den kleinen „Finessen" des preußischen Gamaschenknopf- und altfritzigen Zopfthums besiegen zu können und gelangte dann auch zu den bekannten schmählichen Resultaten, wie sie seiner Plan- und Energielosigkeit vollkommen entsprachen. Trotz dieser herben Erfahrung ließ man dem in seinen altfritzigen Einbildungen versteinerten Herzog auch 1806 die preußische Oberbefehlshaberschaft gegen Napoleon. Als dieser heranzog, war der alte Mann bekanntlich so rathlos, daß die Schlacht von Auerstädt und Jena verloren gewesen ist, bevor sie recht begonnen hatte. Eine der ersten von französischer Seite bei Auerstädt abgefeuerten Flintenkugeln schlug dem Herzog beide Augen aus dem Kopfe und nach einer jammervollen Flucht über den Harz und zuletzt auf dänisches Gebiet starb der Gemarterte am 10. November 1806 zu Ottensee im Wahnsinn, im Elend [1]).

Ueberwiegend sinnlicher Natur, hatte der Fürst von frühauf bis zuletzt dem französischen Evangelium der Frivolität und Genußsucht nachgelebt. Kein Wunder daher,

---

1) Daß der Herzog am 14. Oktober gleich zu Anfang der Schlacht, inmitten seines Generalstabs und ohne sich irgendwie in feindlichem Gedränge zu befinden, von einem feindlichen Schützen so schrecklich verwundet wurde, erschien so ungewöhnlich und seltsam, daß man nicht ohne Grund die Vermuthung aufgestellt hat, der Lieblingsadjutant des Herzogs, ein Franzos Namens Montjoy, welcher einen Bruder im Gefolge Napoleons hatte, habe verrätherischer Weise den räthselhaften Schuß veranlaßt.

daß der zügellose Sultanismus, welcher im 18. Jahrhundert die deutschen Fürstinnen zu Märtyrerinnen machte, auch am Hofe von Braunschweig guter Ton war. Herzog Karl hatte sich als Erbprinz i. J. 1764 mit Auguste, der Schwester König Georgs des Dritten von England, vermählt. Die Prinzessin war nicht sehr hübsch, dabei bornirter als billig und ungebildet bis zum Exceß; aber sie brachte ihrem Gemahl einen Brautschatz von 80,000 Pfund und ein englisch-hannover'sches Jahrgeld von 8000 Pfund zu. Sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter: — ein unglückliches Geschlecht! Der älteste Sohn ging dem Vater im Tode voran, zwei nachfolgende waren blödsinnig und nur der jüngste, Friedrich Wilhelm, mehrte den alten Ruf des welfischen Hauses mittels seiner glorreichen i. J. 1809 von Sachsen bis zur Nordsee mitten durch französische Uebermacht hindurch vollbrachten Heldenfahrt und mittels seines noch glorreicheren Heldentodes bei Quatrebras am 16. Juni 1815. Die beiden Töchter hießen Auguste und Karoline. Die Geschicke der letzteren werden wir erzählen; von der ersteren sagen wir nur, daß sie, als Sechszehnjährige an den nachmaligen ersten König von Württemberg verheiratet, ihrem Gatten drei Kinder gebar und i. J. 1788 auf dem Schlosse Lohda bei Reval ein unheimlich-jammervolles Ende nahm, dessen Einzelnheiten noch nicht historisch festgestellt sind. Die Sage raunt, die Prinzessin habe denselben Ausgang gehabt wie die arme Emmy Robsart in Scotts „Kenilworth".

Prinzessin Karoline Amalie Elisabeth ward geboren am 17. Mai 1768. Ihre Erziehung war so, wie sie bei der Geistesrichtung des Vaters und der Unbildung und Indolenz der Mutter, welche das Gespött ihrer Kinder gewesen ist, sein konnte. Herzog Karl glaubte seiner väterlichen Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn er seine Tochter Karoline, wie ihre Geschwister, bigoten Pedanten von Informatoren zuwies. Im übrigen kümmerte er sich nicht um sie. Karoline war lebhaften Geistes und hatte nicht das kalte Blut der Mutter, sondern das heiße des Vaters geerbt. Schon in dem kleinen Mädchen empörte

sich das leichtentzündliche Gefühl gegen den herben Zwang und gegen die Kargheit, in welcher ihre Jugend gehalten wurde, ohne daß ein gediegener Unterricht ein heilsames Gegengewicht geboten hätte. Trotz all der Pedanterei oder vielmehr gerade in Folge derselben wurde die Kleine zu nichts weniger als zu echter und edler Weiblichkeit angeleitet. Je plumpere Dämpfer man ihrer angeborenen Munterkeit und Heiterkeit aufsetzte, eine um so eigenrichtigere, phantastischere Richtung nahmen diese Anlagen. So wurde sie, wie ihr gerechtester und mildester Beurtheiler treffend gesagt hat, eine „wilde Hummel“. Man darf sogar weiter gehen und sagen, daß sie nicht allein zu einem Stück von einem „enfant terrible“ aufwuchs, plauder- und zerstreuungssüchtig, fabulir- und lachlustig, sondern daß auch ihre Phantasie schon in Backfischjahren mit Anschauungen erfüllt war, die nicht eben jungfräulichster Art gewesen sein mögen.

Denn es hatte unsere prinzessliche wilde Hummel ein paar Augen im Kopfe, die sehr schön, sehr groß, sehr kornblumenblau waren, aber auch sehr neugierig, sehr! und sich keineswegs immer sittsam gesenkt und abgewandt haben, wo sie es gesollt hätten. Diesen großen, hellen, neugierigen Blauaugen wurde die ihr elterlich Haus beherrschende Hohlheit, Zerrüttung und Unsittlichkeit allzu frühzeitig offenbar. Wie hätte ihnen die Stellung entgehen können, welche der Vater gegenüber der Mutter genommen? Es ist wahr, das Maitressenwesen war ein förmlich und officiell anerkannter Bestandtheil des Hoflebens von damals. Aber man weiß nur zu gut, daß diese Schmach nicht nur auf die fürstlichen Männer, sondern auch auf die fürstlichen Frauen und Töchter jener Zeit in sehr vielen Fällen einen verwildernden Einfluß geübt hat. Welche Vorstellungen von der Männerwelt, welche Begriffe von einer fürstlichen Ehe musste sich die junge Karoline bilden, wenn sie auf das Gebaren dessen blickte, welcher für sie ein Muster und Beispiel hätte sein sollen! Herzog Karl hatte von einer i. J. 1766 nach Italien unternommenen Reise als Favorit-Odaliske die reizende Contessa Branconi mitgebracht, mit

welcher später der anschmiegerliche Sankt Lavatus in seraphischen Schwärmereien sich erging. Die Nachfolgerin dieser italischen Kebse war ein Fräulein von Hartenfeld, welches im braunschweiger Schlosse residirte und von dem ganzen Hofe, ja von der indolent-gutmüthigen Herzogin selbst so zu sagen förmlich als Mitgemahlin anerkannt war. Ihr Reich währte aber auch nicht bis zuletzt. Denn der Herzog ließ sich von seinem intrikanten Adjutanten, dem Franzosen Montjoy, eine französische Komödiantin als Konkubine aufhängen und der einundsiebzigjährige Greis entblödete sich nicht, diese Buhldirne gemeinster Sorte im Feldzuge von 1806 mitzuschleppen. Ein glaubwürdiger Zeuge[1]) hat ausgesagt, es sei die allgemeine Ueberzeugung gewesen, daß die französische Beischläferin des Herzogs die Pläne und Entschließungen, d. h. die Rath- und Thatlosigkeit des preußischen Hauptquartiers ihren anrückenden Landsleuten mitgetheilt habe. Wie dem sein mag, soviel ist gewiß, daß Karoline von Braunschweig in einem Hause aufwuchs, welches, wie mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen alle fürstlichen Häuser von damals, von der Pestluft der vornehmen Sittenlosigkeit des 18. Jahrhunderts ganz und gar erfüllt war.

Was wollte es gegenüber diesem Miasma zu bedeuten haben, daß man die Prinzessin mit einem Kreise von reifrocksteifen alten Damen umgab, die aus der Sphäre des Lebensgenusses in die der Gottseligkeit sich hinüber gespielt hatten oder geschoben worden waren? Gar nichts oder nur Schlimmes. Denn die mürrische Zionswächterei, womit diese Duennen die junge Prinzessin langweilten und ärgerten, stachelte in ihr einen Widerspruchsgeist auf, der sich mitunter muthwillig genug äußerte. Missmuthig über den Zwiespalt, welcher zwischen den Eingebungen ihrer geschäftigen Phantasie und der Wirklichkeit klaffte, gefiel sich Karoline darin, sich schlimmer darzustellen, als sie war, und ihrem natürlichen Hange zur Eulenspiegelei nachgebend

---

1) Graf Henckel von Donnersmark, „Erinnerungen aus meinem Leben" (1846), S. 42 fg.

setzte sie der engbrüstigen Konvenienz eine mehr absichtliche als naive Natürlichkeit entgegen, die sich der höfischen Anstandslehre zum Trotz etwas darauf zu gut that, die Dinge bei ihren Namen zu nennen, — bekanntlich eine Todsünde in dieser Welt des Scheins und der Lüge ..... Arme wilde Hummel mit den großen glänzenden Kornblumenaugen, wie wird es dir bei so bestellter Denk- und Aeußerungsweise drüben in England ergehen, in diesem Urlande der Scheinheiligkeit und des Emerentienthums? Schlimm, fürcht' ich, sehr schlimm!

Um so schlimmer, da Karoline ein Herz besaß, welches gesprochen hatte, bevor die Staatsraison es befahl. Bekanntlich sollen Prinzessinnen, wenn überhaupt, nur in diesem Falle lieben. Aber so ein kategorischer Imperativ der Unnatur hält eben nicht stand gegen die heißen Pulsschläge eines erwachten Mädchenherzens. Wissen wir nicht von einer sehr nahen Verwandten unserer Karoline, von einer deutschen Prinzessin, welche, zur Verlobung mit einem lüderlichen Napoleoniden gezwungen, verzweiflungsvoll durch die Korridore des Palastes lief, aufschreiend: „Meinen Trompeter lass' ich nicht!?“ Ein hübscher Gardetrompeter nämlich hatte das Herz der Armen wachgeblasen, was beweis't, daß Kupido's Bogen unter andern Gestalten auch die einer Trompete annehmen kann. Um aber in dem mythologischen Rokokobild zu bleiben, sagen wir, daß die junge Karoline besagten Bogen ebenfalls schwirren gehört und daß der von der Sehne geschnellte Pfeil ihr armes warmes Herz getroffen hatte. Am Hofe ihres Vaters, wo es stets von Fremden wimmelte, und diese, wie wir sehen, dem Herzog ins Gesicht den Anspruch, die Einheimischen zu sein, erheben durften, lebte ein irischer Gentleman, der unter dem Fürsten im Felde gedient und sich den Namen eines tapferen Mannes erworben hatte. Damit verband er glänzende persönliche Vorzüge, auf welche ein Paar mehrerwähnter und je nach den Umständen leuchtender oder schmachtender Blauaugen mit unverkennbarem Wohlgefallen blickten. Eine derartige Aufmerksamkeit pflegt

aber dem Manne, welchem sie gilt, nicht zu entgehen und die Hofherren von damals waren nicht blöde. Genug, man hat Grund, anzunehmen, daß zwischen dem gentlemanliken Sohn der Smaragdinsel und der Prinzessin Karoline Geständnisse der Liebe, Schwüre der Treue und Bezeigungen der Zärtlichkeit ausgetauscht worden seien. Ein Urkundenbuch zu diesem historischen Roman, dessen Entwickelung die Staatsraison mit rauher Hand abschnitt, ist freilich meines Wissens nicht vorhanden; doch thut das seiner Glaubwürdigkeit im ganzen keinen Eintrag. Es gibt im Hofleben, wie im Leben überhaupt, tausende von mehr oder weniger zarten wie von mehr oder weniger brutalen Thatsachen, die vermöge ihrer Natur keine urkundliche Fixirung leiden.

2.

Zur nämlichen Zeit, wo der angedeutete Roman im Schlosse zu Braunschweig spielte, hatte drüben zu London im St. Jamespalast König Georg der Dritte einen verhängnissvollen Einfall. Ein braver Herr, dieser dritte Georg, ein treuer Gatte und hausbackener Hausvater, daneben fürchterlich beschränkt an Geist, langsam von Begriffen, gegen alles, was entfernt nach Emancipation der Völker roch, todfeindlich gesinnt [1]), von dem Bewusstsein

---

1) „He ever warr'd with freedom and the free:
Nations as men, home subjects, foreign foes,
So that they utter'd the word „Liberty!"
Found George the Third their first opponent.
Whose
History was ever stain'd as his will be
With national and individual woes?
I grant his household abstinence; I grant
His neutral virtues, which most monarchs want."

Byron.

seines „droit divin“ bis zur Verrücktheit aufgebläht. Wie jedermann weiß, ist er dann auch zeitig wirklich verrückt geworden. In lichten Momenten, Stunden und Tagen ließ man ihn nach wie vor das königliche Abc aufsagen. Als es ihm aber i. J. 1810 gefiel, bei Eröffnung des Parlaments an die Stelle der Eingangsformel zur Thronrede: „Mylords und Gentlemen!“ die poetische Lesart zu setzen: „Mylords und Waldschnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe streckt“ — da legte man ihm das Königshandwerk für immer und machte seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, zum Prinz-Regenten. Diesen ging der Einfall an, welchen sein Vater i. J. 1794 hatte; ob in einem lichten oder dunkeln Augenblick, ist sehr zweifelhaft.

Georg, Prinz von Wales — geboren am 12. August 1762 von Sophie Charlotte, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, mit welcher Georg der Dritte elf Monate zuvor sich vermählt hatte — ist in einer sittenlosen Atmosphäre vom Knaben zum Jüngling und Mann erwachsen. Die zuchtlose Rohheit der Sitten, welche die Regierungszeit der beiden ersten George gekennzeichnet hatte, war wenigstens da und dort noch durch Episoden von ritterlicher, hochromantischer oder hochtragischer Natur unterbrochen worden [1]. Unter dem dritten Georg dagegen, dessen häusliche Tugenden viel zu hausbacken und eckig sich darstellten, als daß sie die englische Gesellschaft hätten beeinflussen können,

1) Die rührendste dieser Episoden ist meines Erachtens folgende. Nach Besiegung des großen jakobitischen Aufstandes von 1745 war unter vielen andern Gefangenen auch ein Gentleman Namens Jakob Dawson processirt und zu einem martervollen Tod verurtheilt worden, welchen er zu Kennington erlitt. Er hatte eine junge schöne Braut, die Tochter einer angesehenen Familie. Die Braut bestand auf dem verzweifelten Entschlusse, die Hinrichtung des geliebten Unglücklichen mitanzusehen. Von ihrem Wagen aus betrachtete sie, wie Dawson, in Vollstreckung des barbarischen Urtheils, einige Minuten lang an den Galgen gehangen, dann, bevor er todt war, abgeschnitten und geviertheilt wurde. Thränenlos und scheinbar ruhig sah sie den ganzen Gräuel mit an. Als aber zuletzt der Henker das rauchende Herz Dawsons in's Feuer warf, lehnte sie sich im Wagen zurück, hauchte zweimal den Namen des Geliebten und verschied.

verband sich mit der althergebrachten Ausschweifung der britischen Nobility und Gentry die raffinirte Lüderlichkeit, wie sie in der Epoche Ludwigs des Fünfzehnten von Paris her über die vornehmen Kreise Europa's sich verbreitet hatte. Inbetreff der Kolossalität der Verschwendung, Schwelgerei und Schamlosigkeit ließ sogar London die Hauptstadt Frankreichs hinter sich. Der Luxus und die Verachtung aller sittlichen Gesetze ging in den englischen Modekreisen bis zur Raserei. Die Spielwuth war gränzenlos. In dem berühmten londoner Kaffeehaus „Zum Kakaobaum" war es etwas Gewöhnliches, daß junge Noblemen an einem Abend bis zu 25,000 Pfd. Sterling verloren. Eines Abends standen daselbst 180,000 Pfund auf einem Satze. Eines andern verlor ein junger Schiffscadett ein so eben von seinem ältern Bruder ererbtes Gut im Werthe von 100,000 Pfund. Die Frauen der vornehmen Welt wetteiferten in bronzestirniger Hintansetzung aller Zucht und Scham mit den Männern. Als im Jahre 1778 der Bischof von Llandaff im Oberhause eine Zusatzbill zu den Ehegesetzen einbrachte, unterstützte er seinen Antrag mittels der statistischen Thatsache, daß seit der siebzehnjährigen Regierung Georgs des Dritten mehr Ehescheidungen vorgekommen seien als während der ganzen übrigen Dauer der englischen Geschichte. Um die Ehestandschronik der Peers und Peeressen Englands von damals zu charakterisiren, braucht man nur an den skandalösen Bigamie-Proceß jenes Hoffräuleins zu erinnern, welches als Miß Elisabeth Chudleigh verschiedene Niederkünfte erfuhr und nachmals unter dem Titel einer Herzogin von Kingston weltberüchtigt wurde. Eine der bedeutendsten Nebenbuhlerinnen dieser „Duchess of Scandal" war Mylady Worseley, die nach zahlreichen Abenteuern mit einem Officier durchging. Als Sir Worseley einen Entschädigungsproceß gegen den Entführer anhob, lud Mylady, um diesen aus der Patsche zu ziehen, vierunddreißig junge Gentlemen als Zeugen vor, welche aussagen sollten, daß sie alle mit ihr zu thun gehabt hätten. Siebenundzwanzig erschienen wirklich vor Gericht.

Man fand aber nicht nöthig, alle zu vernehmen, nachdem einer derselben ausgesagt hatte, Sir Worseley hätte ihn eines Tages auf seinem Rücken auf die Zinne des Hauses getragen, um ihm Mylady im Bade zu zeigen. Der klägerische Ehemann erhielt bei so bewandten Umständen als Entschädigung einen — Schilling zugesprochen. An demselben Tage fand im Parlament eine wichtige Abstimmung statt, und als Sir Worseley, welcher zur ministeriellen Seite des Hauses gehörte, nicht auf seinem Platze erschien, rief der Premier Lord North, welchem man die Ursache dieses Nichterscheinens mittheilte, mit einem Fluch aus: „Wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche lassen, bleibe ich gewiß in der Minderheit.“

So war die Gesellschaft, in welche der junge Prinz von Wales eintrat nach einer unter pedantischem Zwange verlebten Knabenzeit, deren widerwillig ertragene Entbehrungen seinen angeborenen Durst nach Ungebundenheit und Vergnügen nur noch mehr gereizt hatten. Seine Erziehung war eine ebenso unzulängliche und verkehrte gewesen wie die seiner nachmaligen Gattin. Sobald ihm Gelegenheit geboten war, eilte er, mit dem Joche der väterlichen Autorität zugleich auch jede Fessel der Sitte abzuschütteln, und schon sehr frühzeitig eignete er sich eine empörend schamlose Gleichgiltigkeit für seinen persönlichen Ruf wie für das Staatsinteresse an. Das Unglück wollte, daß eine ausgelernte Buhlerin, eine Mistreß Robinson, des jungen Prinzen Einführerin in die Mysterien des „high life“ werden sollte. Unter den Auspicien dieser „Freundin“ wurde schon der Jüngling ein vollendeter Wüstling, welchem weibliche Tugend und Würde nur Traum und Schaum waren. Die äffische Liebe, welche seine Mutter ihm bezeigte, konnte hierin nichts bessern. Auf allen Wegen und Stegen kam die Verführung ihm entgegen und wetteifernd in Huldigungen drängte sich die Männer- und Frauenwelt der Mode um den „ersten Gentleman des Reiches“, um den Gentleman par excellence, als welchen höfische Schmeichelei den Thronerben feierte.

Allerdings nicht ohne Grund. „Gentleman George“ war der erste Prinz aus der hannover'schen Dynastie, welcher die Engländer an König Karl den Zweiten erinnerte, der trotz seiner bodenlosen Nichtsnutzigkeit mittels der leutseligen Munterkeit seines Geistes und der Anmuth seines Gebarens seine Unterthanen bezaubert hatte. Und der Prinz von Wales war noch dazu von der Natur viel vortheilhafter ausgestattet, als es jener populäre Ausschweifling gewesen. Schön, wenn auch mehr weibisch als männisch schön von Antlitz, stattlich und wohlgeformt von Gestalt, ein verwegener Reiter, kecker Fuchsjäger, zierlicher Wagenlenker, geschickter Boxer, kurz ein „most fashionable sportsman“, besaß er viel natürlichen Verstand, einen feingebildeten Geschmack, Leichtigkeit der Rede und eine Grazie der Haltung und des Benehmens, die ihn fast unwiderstehlich machte, wenn er es sein wollte. Es fehlte ihm vielleicht nur die strenge Schule der Noth und Arbeit, um ein ausgezeichneter, wenn nicht ein außerordentlicher Mann zu werden. So wurde er nur ein skandalfroher Prinz und aus diesem ein skandalbehafteter König.

Es war so zu sagen Hausgesetz der hannover'schen Dynastie auf dem Throne Großbritanniens, daß König und Thronerbe in erbittertem Zerwürfnisse lebten. Nun wohl, in Uebung dieser herkömmlichen Praxis schloß sich der Prinz von Wales der Opposition an und trat mit den genialisch begabten Wortführern derselben, mit den Burke, Fox und Sheridan in vertraute Genossenschaft. Man braucht nur Richard Brinsley Sheridan zu nennen, um den Ton zu charakterisiren, welcher damals in dem Kreise herrschte, welchem „Gentleman George“ vorsaß. Der prinzliche Pavillon zu Brighton widerhallte von orgiastischem Gelärme. Aber während das Wesen des Prinzen in der geistreichen Witzschwelgerei, in der genialen Lüderlichkeit dieser Vergnügungen aufging, waren dieselben für solche seiner damaligen Genossen wie Burke, Fox und Sheridan nur jugendliche Bakchanalien, aus deren drüben Dünsten der Genius der Genannten zur Gewinnung eines Ruhmes sich aufraffte,

welcher dauern wird so lange es eine Geschichte und Literatur Englands gibt. Der politische Liberalismus des Prinzen hat bekanntlich keine Minute länger gewährt, als bis er sich im Besitze der königlichen Gewalt befand, und will man ein typisches Beispiel der sprichwörtlichen Falschheit und Herzlosigkeit haben, womit Fürsten Freundschaftsbande brechen, so kann der Prinz-Regent dieses Beispiel liefern. Viel länger als ein Whig ist Gentleman George ein liberaler Gesellschafter geblieben. Er blieb das wirklich sein Lebenlang und seine Liebenswürdigkeit als Wirth und Zechbruder ist über jeden Zweifel erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen Buche, worin er das Leben seines Schwiegervaters Walter Scott erzählt, eine hübsche Probe der beregten Liebenswürdigkeit gegeben. Als der große Dichter im Frühjahr 1815 nach London gekommen war, zog ihn der Prinz sogleich zu Hofe und veranstaltete ihm zu Ehren ein „gemüthliches Dinner", das bis Mitternacht dauerte. Ein Mitgast berichtet: „Der Prinz und Scott waren die zwei brillantesten Erzähler, jeder in seiner Weise, die ich jemals kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talents sich recht wohl bewusst und beide übten es an diesem Abend mit ganz herrlicher Wirkung." Wie bekannt, hüllte Scott damals seine Autorschaft des ein Jahr zuvor erschienenen „Waverley" in ein noch ziemlich lange hartnäckig bewahrtes Geheimniß; allein dessenungeachtet forderte an jenem Abende gegen Mitternacht zu der Prinz seine Tafelrunde auf, „einen vollen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers vom Waverley zu leeren."

Das Leeren voller Humpen, ja — um für eine häßliche Sache das entsprechende Wort zu gebrauchen — das gewohnheitsmäßige Voll- und Tollsaufen war überhaupt eine der Lieblingsbeschäftigungen des Prinzen. Und noch bei weitem nicht die schlimmste. Denn er war wie als leidenschaftlicher und wenig gewissenhafter Spieler, so auch als zuchtloser, aller Scham und Scheu barer Mädchenjäger verrufen. Schon frühzeitig hatte er gelernt, gegen die

öffentliche Meinung sich zu verhärten und kein Mittel, aber auch gar keines zu schlecht zu finden, wo es galt, seiner ungezügelten Begierde zu fröhnen. In der ersten Blüthezeit seiner Gentlemanschaft, im Jahre 1783, war ihm beschieden, daß er sich in ein Netz verstrickte, welches ihm die bittersten Verlegenheiten bereitete. Er war einer irischen Dame begegnet, deren Anblick zum erstenmal eine Leidenschaft edlerer Art in ihm entzündete. Aber freilich, die Flamme verschwand bald genug hinter dem Rauche der Gemeinheit. Mistreß Fitzherbert war Katholikin, um mehrere Jahre älter als der Prinz und schon zum zweitenmal Witwe. Aber sie war nicht nur sehr schön, sondern auch keusch und spröde, und das hatte für den an leichte Siege gewöhnten Prinzen den stachelnden Reiz der Neuheit. Nach Erschöpfung der gewöhnlichen Mittel, die tugendhafte Schöne zu besiegen, nahm der Prinz im Verein mit würdigen Helfershelfern seine Zuflucht zu einem ungewöhnlichen. Wie es scheint, hat dasselbe der damals zu London weilende Duc d'Orléans vorgeschlagen, ein Theilnehmer der Orgien von Brighton, nachmals als Citoyen Egalité verrühmt, verachtet und guillotinirt. Das Gaukelspiel einer heimlichen Scheinehe wurde in Scene gesetzt und erfüllte seinen Zweck. Mistreß Fitzherbert ergab sich dem Prinzen von Wales, mit welchem sie in aller Form rechtskräftig verheiratet zu sein glaubte. Sie hatte das Spiel für Ernst genommen und es kehrte auch dem Prinzen bald genug eine ernste Seite zu. Es ging nämlich ein lauter und lauter werdendes Gemunkel von dieser Ehe des Thronfolgers mit einer Katholikin um und die Konstatirung eines solchen Verhältnisses konnte des Prinzen Recht auf die Thronfolge in Frage stellen. Von seinem damaligen Intimus Charles Fox zur Rede gestellt, verleugnete der Prinz, falsch bis ins Mark, seine Heirat und ließ die ganze Angelegenheit durch Fox öffentlich im Unterhause ableugnen. Jedermann war vom Gegentheil überzeugt, aber trotz alledem war und blieb Gentleman George der Gentleman par excellence. Natürlich! Die Welt verzeiht unendlich viel lieber hundert Lügen

als eine Wahrheit. Man thut unrecht, die Fürsten ihrer Herzenshärte und Selbstsucht wegen zu verklagen. Wie könnten sie anders sein? Finden doch ihre niedrigsten Instinkte Hätscheler und Schmeichler, welche nicht anstehen, solche Gelüste für „noble Passionen" auszugeben. Warum die Despotie verwünschen, so lange bei ihrem Erscheinen die ungeheure Mehrzahl von Menschen ihr mehr als halbwegs huldigend entgegenkriecht?

Seine Verbindung mit Mistreß Fitzherbert verschaffte dem Prinzen, was er früher nie genossen und später nie wieder genießen sollte: häusliches Behagen. Aber auf der andern Seite diente dieses Verhältniß, welches Gentleman George nöthigte, eine doppelte Haushaltung zu führen, seine ohnehin schon missliche Finanzwirthschaft der unheilbarsten Zerrüttung zu überliefern. Der Thronerbe von Großbritannien lebte jahrelang nur von der Gnade der Wucherer. Man sah Stücke seines Hausrathes im Leihhause und seine Schuldenlast dehnte sich in die Hunderttausende von Pfunden. Endlich kam der Augenblick, wo es sich alles Ernstes um prinzliches Sein oder Nichtsein handelte, und diesen Augenblick ersah der zähe dritte Georg, um seinem Sohne die Einwilligung in einen väterlichen Wunsch abzupressen. Der König hatte lange vergeblich gewünscht, den Prinzen standesmäßig verheiratet zu sehen, und hatte zu seiner Schnur die Tochter seiner Schwester, die Prinzessin Karoline von Braunschweig, auserwählt. Gentleman George sträubte sich zwar heftig, aber König Georg drehte aus den zuletzt unerträglich gewordenen Schuldenbedrängnissen des Sohnes einen starken Strick, woran er den Widerstrebenden ins legitime Ehebett schleifte. Ohne Metapher, der Gemahl der Mistreß Fitzherbert willigte ein, um den Preis der Entledigung von seiner Schuldenlast seine Base Karoline zu heiraten, und Mylord Malmesbury ging zu Anfang des Jahres 1795 als Freiwerber nach Braunschweig.

3.

Die Prinzessin war zu dieser Zeit siebenundzwanzigjährig, also durchaus kein Backfischchen mehr, sondern, wie die Schweizer sagen würden, eine „Jumpfer von bestandenem Alter". Sie gefiel Mylord Malmesbury nicht. Ihr Gesicht zwar fand er hübsch, aber Figur und Benehmen nicht anmuthig, nicht „ladylike". Sie ihrerseits fand die englischen Herren der Heiratsgesandtschaft ebenfalls nicht nach ihrem Geschmack, und als eines Tages einer derselben, der Almosenier des Prinzen von Wales, sich erdreistete, die Prinzessin zu tadeln, weil sie statt in der Bibel in Pope's Schriften las, wies sie diese pfäffische Anmaßung gebührend zurück. Sie war überhaupt der Heirat mit Gentleman George ganz entschieden abgeneigt und das spricht sicher nicht zu ihren Ungunsten. So, wie Gentleman George war, musste er ein jungfräuliches Gemüth anwidern.

Freilich, der höfische Klatsch hat hinter die Jungfräulichkeit der Prinzessin ein großes Fragezeichen gesetzt. Es geht die Sage, die arme Karoline habe nicht allein mittels des Wortes, sondern auch mittels der That gegen die ihr angesonnene Heirat protestirt. Sie habe den abenteuerlichen Entschluß gefasst und ausgeführt, sich von dem obenerwähnten irischen Gentleman entführen zu lassen, sei aber eingeholt worden und habe eingewilligt, die Frau des Prinzen von Wales zu werden, als man sie bedeutete, nur um diesen Preis vermöge sie das Leben und die Freiheit ihres Geliebten und Entführers zu retten. Zur Erhärtung des ganzen oder theilweisen Inhalts dieser Novelle ist meines Wissens kein irgendwie ausreichender Beweis beigebracht worden, wesswegen sie nur auf mythische Geltung Anspruch machen kann. Genug, die Prinzessin gab ihr Jawort, die Ehepakten wurden aufgesetzt und unterzeichnet und ein stattliches Geleite von Herren und Damen kam zur Heimholung der Braut von England nach Braunschweig herüber.

Die erste Figur in diesem Brautgefolge machte Mylady

Jersey, welche zur ersten Hofdame der künftigen Prinzessin von Wales auserſehen worden war. Eine unglückſelige Wahl, eine frivole, ja wahrhaft kyniſche Taktloſigkeit oder auch eine gemeine Bosheit! Denn Mylady war die „Freundin“ des Prinzen und es iſt wohl einzig in ſeiner Art, daß der Bräutigam ſeine Maitreſſe zur Heimholung ſeiner Braut abſchickte. Natürlich ſah Mylady in der armen Karoline vom erſten Augenblick an nur die Nebenbuhlerin und die Folgen hiervon ergaben ſich bald . . . Frances Twysden war die Tochter des Biſchofs von Raphoe in Irland. Als Fünfzehnjährige nach London gekommen und in die „Welt“ eingeführt, galt ſie bald für das ſchönſte Mädchen in den drei Königreichen und zwar mit Recht. Konnte ſie doch noch als mit Schwerleibigkeit behaftete Matrone, welche nahezu ein Dutzend Kinder geboren hatte, für ungemein ſchön gelten. Zur Zeit ihrer Jugendblüthe wirkten der edle Schnitt ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes, die Schlankheit und zarte Fülle ihrer Geſtalt, ihr edler Gang und ihr anmuthiges Gebärdenſpiel bezaubernd. Aus der Menge von Bewerbern, welche die Biſchofstochter umringten, wählte ſie den George Villiers, Earl von Jersey, mit welchem ſie i. J. 1770 verbunden wurde. Die neue Gräfin von Jersey war aber nicht allein eine ſehr ſchöne, ſondern auch eine ſehr weltkluge Dame, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Skepter des Reiches der Mode, der Welt des High life von rechts-, d. h. von ſchönheits- und klugheitswegen ihr gebührte, zögerte ſie nicht, desſelben ſich zu bemächtigen. Mit vollem Erfolge, namentlich ſeitdem Gentleman George in der Vorderreihe ihrer Anbeter ſtand. Was ſollte im „hochſittlichen“, auf dem Altar der Göttin Delicacy unaufhörliche Weihrauchsopfer verbrennenden England einer ſchönen und geſcheiden Lady unmöglich ſein, welche die „Freundin“ des Thronerben und nebenbei noch die Frau eines Earl iſt? Ihre Ladyſhip wuſſte wie alle Welt, „Männlein und Weiblein“, ſo auch die Mutter ihres kronprinzlichen Freundes für ſich einzunehmen und dadurch ihren großen Stand in der excluſiven

und exclusivsten Gesellschaft zu mehren und zu festigen. Wie hätte unsere arme wilde Hummel von Braunschweig gegen so eine Ladyschaft aufkommen können, welche die Obliegenheiten einer „Freundin“ von Gentleman George so vortrefflich mit den Pflichten der englischen Prüderie und Scheinheiligkeit zu verbinden wusste, der Pflichten der Gräfin von Jersey gar nicht einmal zu gedenken!

Es war am 5. April 1795, als die Prinzessin Braut am Hofe von St. James anlangte. Mylady Jersey hatte es zu passendem Gebrauch ad notam genommen, daß sich die Prinzessin während der Ueberfahrt nach England mit dem das Schiff befehligenden Captain Pole nach ihrer Art lebhaft und zwanglos unterhalten hatte. Erste Todsünde gegen das steifleinene englische Dekorum! Zugegeben, daß die arme Karoline, nachdem sie einmal eingewilligt, nach England zu gehen, allerdings verpflichtet war, dieses Dekorum, so wie es einmal war, zu berücksichtigen, so muß hinwieder doch auch betont werden, daß ihr im Grunde damit nicht viel geholfen gewesen wäre. Denn es kann, alles in allem gewerthet, für den Unbefangenen kein Zweifel übrigbleiben, daß, bevor die Prinzessin einen Fuß auf britischen Boden setzte, ein Komplott existirte, um ihr die Behauptung der Stellung, zu der sie daselbst berufen war, unmöglich zu machen. In Wahrheit, diese unselige, beiden Theilen aufgenöthigte Ehe war untergraben, bevor sie vollzogen wurde. Schon die erste Zusammenkunft des Brautpaars stellte das außer Frage. Mit frostiger Galanterie nahte sich der Prinz seiner Verlobten, welche ihn mit gebogenem Knie begrüßte. Er hob mit allem Anstand, welcher dem Gentleman George zu Gebote stand, die Knieende auf, drehte sich auf dem Absatze herum und ging eilends weg, der Beschämten jedenfalls kein günstigeres Bild von sich zurücklassend, als er von ihr mit fortnahm. Die ganze Scene muß anwesende Kenner der englischen Geschichte auffallend an eine andere erinnert haben, welche am Neujahrstage des Jahres 1540 gespielt hatte. Damals empfing Heinrich der Achte, der dicke Weibermörder, zu Rochester seine Barut Anna von

Kleve. Er konnte es kaum über sich bringen, die ihm beim ersten Anblick schon Missfällige anständig zu begrüßen, und, schnell hinausgegangen, runzelte und fluchte er seine Höflinge an, schreiend: „Was, zum Henker, habt ihr mir da für eine große flandrische Stute gebracht?“ Möglich, sehr möglich, daß sich Gentleman George nach der ersten Zusammenkunft mit seiner Verlobten nicht viel zarter ausgelassen hat als Gentleman Harry zweihundert und fünfundfünfzig Jahre vorher. Historisch sicher, weil durch Lord Malmesbury bezeugt, ist, daß der Prinz, nachdem er sich von seiner Braut weggewandt hatte, zu dem genannten Hofmanne sagte: „Mir ist übel; schaffen Sie mir ein Glas Branntwein“. Die Prinzessin, verblüfft durch sein Benehmen, sagte ihrerseits unkluger Weise: „Mein Gott, ist der Prinz immer so? Ich finde ihn sehr dick und keineswegs so schön wie sein Porträt.“

Aber das Unheil war einmal im Gang und musste seinen Verlauf haben. Drei Tage später wurde die Hochzeit gefeiert, eine jener Hochzeiten, welche die Heiligkeit der Ehe in die Schmach der Prostitution verkehren. Der Prinz gab sich nicht einmal am Vermählungstag irgendwelche Mühe, zu verbergen, daß er das „Geschäft“, zu welchem er sich hatte nöthigen lassen, mit dem leichtfertigen Uebermuth eines vollendeten Roué abzumachen gedenke. Längst gewohnt, unter allen Umständen Inspiration und Trost in der Flasche zu suchen, hielt er sich auch an diesem Tag fleißig an dieselbe und es ist Thatsache, daß er mehr als halb betrunken dem bräutlichen Lager Karoline's nahte. Ueber die Geheimnisse der Brautnacht ist viel geklatscht worden. Es hieß, der Prinz sei nur unter heftigstem Sträuben der Prinzessin zur Ausübung seiner ehemännischen Rechte gelangt. Ferner, er habe dabei eine Entdeckung gemacht und ein Geständniß empfangen, welche wie ein Stral kalten Wassers auf den Berauschten gewirkt hätten. Dennoch habe er am Morgen darauf eine zufriedene Miene gezeigt. Eine unheimliche Sage will, am Tage der Hochzeit sei von feindseliger Hand der jungen Frau ein das Blut übermäßig

erhitzendes Mittel beigebracht worden, dessen Wirkung so heftig gewesen, daß der Prinz, als er das Ehebett bestiegen, vor dem mänadenhaften Gebaren seiner Gattin entsetzt die Flucht ergriffen habe. Gewiß ist, daß kaum jemals eine fürstliche Ehe unter unglückseligeren Konstellationen vollzogen ward.

4.

„An den Höfen ist beständig ein heimlicher Krieg im Gange,“ hat eine eingeweihte Kennerin höfischer Zustände gesagt, Madame de Campan. Am englischen Hofe war dieser mit den Waffen der Intrike geführte Krieg jedoch ein öffentlicher, von dem Prinzen von Wales und seinem Anhang schon in den ersten Tagen seiner Ehe scham- und scheulos gegen seine Gattin geführt. Er ließ die Prinzessin bei jeder Gelegenheit recht geflissentlich merken, daß er Mylady Jersey für seine eigentliche Frau ansähe. Auch die nie ganz gelös'te Verbindung mit Mistreß Fitzherbert pflegte er jetzt wieder eifriger. Die Prinzessin lebte ziemlich einsam und verlassen in Carltonhouse. Zwar die Volksstimme war seit ihrer Ankunft in England ganz entschieden für sie, aber wann hat an Höfen die Volksstimme etwas gegolten? Nur der König blieb ein standhafter Beschützer seiner Nichte und Schwiegertochter, während ihre Schwiegermutter, die Königin, die gewünscht hatte, daß ihr Sohn die Prinzessin Luise von Mecklenburg heiraten sollte, welche als Königin von Preußen ihrem Volke mit Recht so theuer geworden ist, der armen Karoline von Anfang an abgeneigt war und blieb.

Leider war die Prinzessin nicht dazu angethan, diese schwierigen und peinlichen Verhältnisse zum Bessern zu wenden. Auch ist sehr die Frage, ob dies überhaupt möglich gewesen. So, wie sie war, d. h. lebhaft, geradeheraus, unschmiegsam und taktlos, musste Karoline in dem bald ganz ärgerlich

entbrannten Kampfe mit ihrer klugen, gewandten und geschmeidigen Nebenbuhlerin, der Gräfin von Jersey, nothwendig den Kürzeren ziehen. Mylady, in ihrer Eigenschaft als Hofdame der Prinzessin aufgedrungen, umgab dieselbe mit Spionen, ließ sie überall ihre Ueberlegenheit fühlen und dabei über die Persönlichkeit und die Taktlosigkeit der angeblichen Herrin von Bosheit funkelnde Witze ausgehen. Unfähig, das länger zu ertragen, forderte die Prinzessin von ihrem Gemahle, daß er die Gräfin entließe; auch beschwerte sie sich bei dem König. Dieser suchte zu vermitteln, allein mit welchem Erfolg, zeigte ein Brief, welchen Karoline im December 1795 nach Deutschland schrieb und worin sie äußerte: „Elende und böse Gesinnungen umgeben mich und all mein Beginnen stellt man in ein falsches Licht. Die Gräfin ist noch immer hier. Ich hasse sie und weiß, daß sie ebenso gegen mich gesinnt ist. Mein Gemahl ist ganz für sie eingenommen und so mögen Sie leicht das Uebrige errathen."

Indessen schien eine günstige Wendung im Geschicke der Prinzessin sich vollziehen zu wollen, als sie am 7. Januar 1796 ihre Tochter Charlotte geboren hatte. Der Prinz näherte sich seiner Frau wieder und bewies ihr Aufmerksamkeit. Allein die Verstimmung war doch schon auf beiden Seiten zu groß, als daß sie noch hätte überwunden werden können. Das Missbehagen, welches die Gatten bei ihren Zusammenkünften empfanden, wurde geradezu unleidlich. So kleidete sich denn schon wenige Monate nach dem glücklichen Ereigniß vom Januar der Gedanke einer Trennung in Worte. Der Prinz ließ seine Frau durch Lord Cholmondeley darüber sondiren. Die Prinzessin stellte zwei Bedingungen, erstens müsste ihr Gemahl das Verlangen der Trennung schriftlich gegen sie aussprechen, zweitens müsste diese Trennung eine unwiderrufliche sein. „Denn — sagte sie — ich will mich nicht zum zweitenmal der Staatsraison zum Opfer bringen lassen." Darauf schrieb der Prinz am 30. April zu Windsor an seine Frau einen Brief, welchen sie als Scheidungsbrief von Tisch und Bett

betrachten konnte und auch wirklich so betrachtete. Ihre vom 6. Mai datirte Antwort war gehalten und würdig. Nur an einer Stelle derselben machte sich die Bitterkeit ihres Herzens Luft, da, wo sie sagte: „Ich hätte es nicht für nöthig geachtet, Ihren Brief noch zu beantworten, wäre derselbe nicht in Ausdrücken verfasst, die es zweifelhaft lassen könnten, ob dieses Arrangement von Ihnen oder von mir herrühre, obschon Sie sehr gut wissen, daß das Verdienst desselben Ihnen allein zukommt.“ Edelsinnig lautete der Schluß des Schreibens: — „Für Sie bewahre ich die Empfindung der Dankbarkeit, da ich Ihnen die Lage verdanke, in welcher ich als Prinzessin von Wales der freien Uebung der Mildthätigkeit mich hingeben kann, was meinem Herzen stets theuer war. Darin, sowie in dem Bestreben, allen Prüfungen Geduld und Ergebung entgegenzusetzen, will ich fürder meinen Beruf finden.“

Nach der Trennung des Paares bezog der Prinz wieder seinen Lieblingssitz, den Pavillon von Brighton, wo er bis zum Jahre 1810 wohnen blieb. Er begann daselbst sein altes Lasterleben von neuem. Rasende Verschwendung, wildes Zechen, Spiel und Unzucht füllten seine Tage und Nächte aus, und zwar zu einer Zeit, wo England in den furchtbaren Anstrengungen und Nöthen des Weltkampfs gegen die französische Revolution und den Bonapartismus mehrmals am Rande des Verderbens schwebte. Das Skandal der Lebensweise des Gentleman George war so arg, daß die Presse sein Brighton mit dem Kapri des Tiberius verglich und William Pitt im Unterhause das Gebaren des Thronerben den strengsten Rügen unterwarf. Aber der Getadelte, dessen Herz von Mühlsteinhärte und dessen Stirne von Eisen, half sich mit etlichen schlechten Witzen und lautem Lachen über diese öffentlichen Censuren hinweg. Er wusste, daß er trotz alledem in den Augen der englischen Aristokratie der feinste Gentleman der drei Königreiche bliebe, namentlich seitdem er aus den liberalen Kreisen der Fox und Sheridan mit Geräusch in die Reihen der Tories übergegangen war, welche mit kurzen Unterbrechungen bis

zum Ende der napoleonischen Kriege und noch lange nachher in der Politik das Oberwasser hatten.

Die Prinzessin zog mit ihrer Tochter, welche man ihr erst 1806 auf Betreiben ihres Gemahls entzog, nach der Villa Montaguehouse zu Blackheath, wo man ihr einen ihrem Range leidlich gemäßen Haushalt eingerichtet hatte. Sie wurde hier mehrmals von ihrem königlichen Schwiegervater besucht. Männer, die zu den vorragendsten des Landes gehörten, wie Pitt und Perceval, waren häufig ihre Gäste. Der nachmalige große Premier, George Canning, welcher England aus den durch die Liverpool und Castlereagh gehaltenen Fesseln der Heiligen-Allianz-Politik losmachen sollte, war oft ein Theilnehmer an dem Blindekuhspiel, womit die arme muntere und unvorsichtige Verstoßene sich und ihre Gesellschaft zu Montaguehouse belustigte. Andere Hausfreunde der Prinzessin waren der Schiffscaptain Manby, der höchst fashionable Maler Sir Thomas Lawrence und der berühmte Admiral Sir Sidney Smith.

Für harmlose Beobachter war das Leben zu Montaguehouse harmlos genug. Die Prinzessin beschäftigte sich mit Musik und Malerei, mit Lektüre und Gärtnerei. Froh, dem Hofzwang entzogen zu sein, richtete sie ihr Leben nach ihrem Geschmacke ein, d. h. idyllisch und ungenirt. Für englische Augen freilich viel zu idyllisch und ungenirt, namentlich für solche, deren Inhaber und Inhaberinnen nach Blackheath kamen, um unter allen Umständen mehr und anderes zu sehen, als wirklich zu sehen war, oder wenigstens dem daselbst Gesehenen die schlimmste Deutung zu geben. Wahr ist freilich, das Benehmen Karoline's übersprang oft mit gleichen Füßen die Schranken englischer Prüderie und Steifleinigkeit. Ihre Zunge ging oft im Galopp mit ihr durch. Wie stockenglische Ladies das Gebaren der Prinzessin ansahen, beweisen die Aeußerungen der bekannten Lady Esther Stanhope, einer Nichte Pitts, in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten. Mylady skandalisirt sich hier darüber, daß die Prinzessin, bei welcher sie häufig zu Gaste gewesen, „herumhüpfte wie eine Operntänzerin“ und daß

sie in einem ihrer Zimmer einen „chinesischen Automaten hatte, welcher die überraschendsten (indecenten) Bewegungen machte.“ Ferner sagt Mylady: „Die Prinzessin war so niedrig und gemein, daß sie — (hört!) — ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte.“ Sodann spricht sie von Liebesbriefen, welche die Prinzessin an den Captain Manby geschrieben, wenn dessen Schiff an der Küste vor Anker lag, und endlich gibt Mylady das auch nicht eben sehr nach englischer „Delicacy“ schmeckende Verdikt ab: „Die Prinzessin war eine gemeine, schamlose Person, ein verworfenes Geschöpf, geradezu eine Vettel (slut)“ . . .

Karoline hatte eine große Vorliebe für Kinder und liebte es, sich mit solchen zu umgeben. Hierdurch ließ sie sich zu einem großen Missgriffe verleiten. Sie adoptirte i. J. 1802 in aller Form einen kleinen Knaben, Billy Austin. Wenn sie dabei, wie sie durchblicken ließ, den Nebenzweck hatte, ihren Gemahl zu ärgern, so erreichte sie das vielleicht. Aber sicher ist, daß die Adoption des Knaben, wennschon kaum zu bezweifeln, daß derselbe das Kind eines armen Schiffszimmermanns in Deptford und von seiner Mutter der Prinzessin überlassen war, ihren Feinden einen willkommenen Anlaß zur herbsten Anklage gab. Karoline's aufrichtige Freunde machten sie aufmerksam, daß ihre Gegner sie für die Mutter des Knaben ausgeben könnten. „Bah — entgegnete sie halb trotzig halb scherzhaft — lasst sie das beweisen und ich will den Jungen zum Prinzen von Wales machen,“ — eine Aeußerung, welche darauf hinzudeuten scheint, daß Gentleman George auch nach der Trennung von seiner Frau mitunter noch Umgang mit ihr gehabt habe. Man stellte nun der Prinzessin vor, daß die Bezüchtigung des Ehebruchs für sie leicht die Anklage auf ein Kapitalverbrechen nach sich ziehen könnte. Darauf sagte sie ernst und bitter: „Ich habe nie Ehebruch getrieben außer einmal und zwar mit dem Manne der Mistreß Fitzherbert“.

Das war ein Witzhieb, welcher sogar auf der zehnfach gegerbten Seele des Prinzen von Wales eine blut-

rünstige Spur zurückließ. Bis dahin war ihm seine Frau nur gleichgiltig oder höchstens widerwärtig gewesen, jetzt begann er sie zu hassen mit dem zähesten, unerbittlichsten, alle noch übrige Energie eines frühzeitig versumpften Gemüthes in sich koncentrirenden Haß. Er, der ausgeschämte, verworfene Ausschweifling, der intime Zechbruder des Wüstlings der Wüstlinge, jenes Herzogs von Queensbury, der sich rühmte, „mehr Jungfernschaften zerstört zu haben als er Haare auf dem Kopfe habe," — er legte plötzlich die lebhafteste Besorgniß um die Tugend und den Ruf seiner verstoßenen Gattin an den Tag. Die Babylonierinnen von Brighton-Kapri, von der Balletspringerin an bis hinauf zur Marchioneß, nährten eifrigst diese prinzliche Stimmung. Die taktlose Zuneigung, welche die Prinzessin dem Knaben Billy Austin bezeigte, bot eine Gelegenheit, die man sich nicht entgehen lassen durfte. Erst zischelte, dann flüsterte, dann schallte durch die londoner Salons das Gerücht von einem Hochverrathe der Prinzessin von Wales, begangen durch die Geburt eines in ehebrecherischer Umarmung erzeugten Kindes, als dessen Vater von den einen der Admiral Smith, von den andern der Captain Manby, von dritten der Maler Lawrence bezeichnet wurde. Es fehlte nur noch ein Angeber oder eine Angeberin, welche mit der gehörigen Bestimmtheit auftrat, und die Angeberin fand sich.

Zu Blackheath in der Nachbarschaft von Montaguehouse wohnte der General Sir John Douglas. Die Prinzessin hatte mit seiner Frau, Lady Charlotte Douglas, Bekanntschaft gemacht und kam oft in das Haus des Generals, wo sie auch Sir Sidney Smith kennen lernte. Der General und seine Frau waren sehr häufige Gäste in Montaguehouse und es scheint, die Prinzessin habe sich mit gewohnter Unbesonnenheit in eine vertraute Freundschaft mit der Lady eingelassen. Ebenso unbesonnen brach sie den Umgang mit Mylady i. J. 1804 plötzlich ab und verbot derselben mittels eines Billets den Zutritt in Montaguehouse. Die Generalin, welche mit Lady Jersey in Verbindung getreten war, nahm ihre Rache: sie wurde

das Hauptrad in der Anklagemaschine, welche die Feinde der Prinzessin konstruirten und in Gang setzten. Die ärgerlichsten Einzelnheiten über den Lebenswandel der Prinzessin wurden Tag für Tag ausposaunt und das Geschrei wurde so arg, daß das Ding allmälig die Bedeutung einer Staatssache bekam. Der Prinz von Wales wollte sich den Anschein geben, als würde er gedrängt, eine Untersuchung zu fordern. Seine Brüder, die Herzöge von Sussex und von Kent, thaten ihm diesen Gefallen. Nun wandte sich der Prinz an den König, welcher wohl oder übel die verlangte Untersuchung befehlen musste (1806).

Georg der Dritte beauftragte die Lords Erskine, Grenville, Spencer und Ellenborough mit Führung dieser „delicate investigation". Die Kommission konstituirte sich in Downingstreet und dort erschien am 1. Juni genannten Jahrs Mylady Douglas vor den vier Lords. Die Deposition der Angeberin konnte nicht deutlicher und bestimmter sein, als sie war. Es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen, welches Mylady unterzeichnete, und dieses Protokoll bildete eins der Hauptstücke jener gegen die Prinzessin bis i. J. 1820 nach und nach zusammengebrachten Sammlung von Denunciationen, welche unter dem Namen „der grüne Sack" oder „der grüne Beutel" berüchtigt geworden ist. Enthielten die Angaben der Lady Douglas Wahrheit, so konnte an der Schuld der Prinzessin allerdings kein Zweifel sein. Die Frau Generalin gab nämlich unter anderem folgendes zum Protokoll: — „Im Mai oder Juni 1802 kam die Prinzessin eines Tages ganz allein zu mir und sagte, ich sollte einmal rathen, was ihr begegnet sei. Ich nannte verschiedenes, worauf sie mir endlich eröffnete, sie sei in interessanten Umständen und fühle das Kind sich bewegen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es an demselben Tag oder einige Tage vorher war, daß sie mir sagte, die Milch sei ihr, während sie bei Lady Willoughby frühstückte, in die Brüste getreten, so daß ihr davon das Kleid naß geworden. Wer der Vater des Kindes sei, hat sie mir nicht gesagt, wohl aber, daß sie, falls die Sache

entdeckt würde, den Prinzen von Wales als Vater angeben werde, denn derselbe habe in diesem Jahre in Carltonhouse zwei Nächte bei ihr zugebracht."

Die Denunciantin trug Sorge, die Wahrscheinlichkeit dieser Aussage zu verstärken, indem sie weiter sich verlauten ließ: — „Die Prinzessin hat mir gesagt, daß sie so oft als möglich einen Bettkameraden habe, was der Gesundheit sehr zuträglich sei. Ihr Schlafzimmer sei dazu sehr bequem eingerichtet, weil über einer Treppe gelegen, die in den Park hinabführe. Wiederholt sagte sie zu mir: „„Ich bin erstaunt, daß Sie sich mit Sir John begnügen."" Sie erzählte mir auch, daß Sir Sidney Smith bei ihr geschlafen hätte und daß sie glaube, alle Männer schliefen gerne bei Frauen, Sir Sidney aber mehr als jeder andere."

Man muß gestehen, es war dies eine Anklage der Prinzessin auf Ehebruch und folglich auf Hochverrath in bester Form. Es fehlte nur die Erweisung derselben, aber damit haperte es gewaltig. Die vier Lords verhörten das Gesinde der Prinzessin, allein wenngleich stark zu vermuthen ist, daß mehrere ihrer Diener als Spione in ihre Nähe gebracht worden und zu belastenden Aussagen bereit waren, so konnte doch kein wirklich überführender Beweis beigebracht werden. Ein Lakai, Robert Bigwood, gab an, daß er mittels eines Spiegels gesehen, wie die Prinzessin den Captain Manby küßte; ein anderer, William Cole, daß er den Admiral Smith sehr vertraut neben der Prinzessin auf dem Sopha sitzen gesehen habe. Allein sämmtliche übrigen Diener und Dienerinnen der Prinzessin traten ganz entschieden als Entlastungszeugen auf und durch eidlich bekräftigte Zeugnisse ward festgestellt, daß der Knabe Billy wirklich der Sohn des Schiffszimmermanns Austin und seiner Frau Sophie sei.

Der ganze Anschlag fiel demnach ins Wasser. Die Prinzessin hatte den nachmaligen Minister Perceval und den nachmaligen Lordkanzler Eldon, welche beide in späterer Zeit ihre frühere Klientin schmählich im Stiche ließen, zu Rechtsbeiständen gewählt und in der von diesen Herren

entworfenen Vertheidigungsschrift wurde die Denunciation von Mylady Douglas nach Gebühr gebrandmarkt. Perceval hatte außerdem auf Anregung der Prinzessin über die Verhandlungen ein Buch verfasst, in welchem das ganze Verhältniß der Angeschuldigten zu ihrem Gemahl dargelegt war; allein da er Minister werden wollte und es kurz darauf wirklich ward, ließ er sich, um dem Hof gefällig zu sein, bestimmen, die Veröffentlichung der Schrift zu unterlassen. Die vier Lords Untersuchungskommissäre erklärten sich von der Unschuld der Prinzessin völlig überzeugt und gaben am 25. Januar 1807 ein dahin lautendes Verdikt, worauf der König, die Brüder des Prinzen von Wales und die Prinzessinnen Staatsbesuche in Montaguehouse abstatteten.

So war die arme Karoline rehabilitirt, aber diese Rehabilitation machte die Abneigung und den Haß, welche ihr Gemahl und ihre Schwiegermutter gegen sie hegten, nur noch intensiver. Während der peinlichen Untersuchung, welcher sie unterworfen worden, hatte sie auch den schrecklichen Ausgang ihres Vaters zu betrauern gehabt. In der Verbitterung, in welche alle diese Erlebnisse sie stürzten, ward es ihr zu einem Troste, daß ihre verwitwete Mutter nach England zog, um in Blackheath bei ihr zu leben. Einen andern Trost konnte es ihr gewähren, daß ganz in dem Maße, in welchem ihr Gemahl bei dem englischen Volk in Ungunst und Verachtung sank, die Volkssympathie für ihre Person sich erhöhte. Aber freilich, sie sollte nicht sterben, ohne erfahren zu haben, wie schwankend und veränderlich die Stimme der urtheilslosen Menge ist.

Im übrigen drängt sich jedem die Frage auf: War die Aussage der Lady Douglas wirklich durchaus falsch und von A bis Z erfunden? Doch wohl kaum. Alles zusammengehalten, sind wir der Ansicht, die Prinzessin könne sich gar wohl gegen Mylady mit Unbesonnenheiten und Phantastereien herausgelassen haben, welche dann die Frau Generalin als bare Münze in Umlauf setzte. Es gibt einen allerdings sehr gemeinen Volksausdruck, welcher aber, wie mir scheint,

das Wesen der Prinzessin zur Blindekuhspielzeit von Blackheath ganz vortrefflich bezeichnet. Leider ist derselbe unschreibbar und auch nicht einmal anzudeuten.

5.

Der erste Sturm war also abgeschlagen. Aber derartige Stürme hinterlassen auch bei den Siegern unvertilgbare Narbenspuren. Es war doch etwas an der armen Karoline hängen geblieben. Der König zwar hielt treu an seiner Schwiegertochter, aber sonst war und blieb sie bei Hofe verfemt, und was man mittels einen Keulenschlags nicht erreicht hatte, trachtete man jetzt mittels Nadelstichen zu erreichen. Die Prinzessin konnte das schon etliche Monate nach dem Schlusse der Untersuchung deutlich erkennen: — der König hatte zur Feier ihres Geburtstages die ganze königliche Familie nach St. James eingeladen; aber niemand erschien und Karoline befand sich den ganzen Tag mit ihrem Schwiegervater allein. Nachdem dieser ihr Beschützer i. J. 1810 völligem Wahnsinn verfallen und der Prinz von Wales Prinz-Regent geworden war, mehrten sich die Neckereien und Verfolgungen gegen die Prinzessin in jeder Weise und ihre Stellung ward um so bedenklicher, da ihr Verhältniß zu dem Gemahl ein Motiv des politischen Parteitreibens geworden. Von den Perceval und Eldon schnöde verlassen, hatte sich Karoline den Whigs zugewandt und die Grey, Withbread und Brougham wurden jetzt ihre Berather und Sachwalter. Daß sich auch diese Herren um die Person der Prinzessin wenig kümmerten, sondern sie nur als einen Hebel ihrer Politik schätzten, ist sicher; jedoch muß zugestanden werden, daß namentlich Henry Brougham in Führung von Karoline's Sache sein ganzes Genie als Politiker, Schriftsteller und Redner aufgeboten

hat. Bekanntlich begründete er eben hierdurch seinen Ruf und seine staatsmännische Geltung.

Die Nadelstiche prickelten unaufhörlich und drangen auch nicht selten tief in die Seele der Prinzessin. Man hatte ihr die Tochter entzogen, man suchte ihr Zusammenkommen mit derselben immer entschiedener zu erschweren und zuletzt ganz zu hindern. Das war mehr als Fleisch und Blut einer Mutter ertragen konnte. Sie wandte sich in einem würdig gehaltenen und meisterhaft geschriebenen, wahrscheinlich von Brougham verfassten oder wenigstens eingegebenen Schreiben beschwerend an den Prinz-Regenten. Als die Antwort lange auf sich warten ließ, veröffentlichte die Prinzessin ihren Brief im Morning-Chronicle vom 9. Februar 1813. Hierauf erklärte der Premier Mylord Liverpool im Namen des Prinz-Regenten, die Besuche der Prinzessin bei ihrer Tochter müssten in Zukunft ganz unterbleiben, und zugleich wurden vonseiten der Regierung die Untersuchungsakten von 1806 ins Publikum gebracht. Auf diese Veröffentlichung antworteten die Freunde der Prinzessin dadurch, daß sie das oben erwähnte famöse „Buch“ von 1806 bekannt machten. Auch in den beiden Häusern des Parlaments ward über die Sache hin- und hergestritten. Der unerhörte öffentliche, ja amtliche Skandalkrieg zwischen dem Regenten von Großbritannien und seiner Frau war demnach im schönsten Zuge.

Es sieht halb einem Wunder gleich und spricht doch wieder sehr für die arme Karoline, daß ihre jetzt herangewachsene Tochter Charlotte durch keinerlei Künste der Mutter sich abspenstig machen ließ. Das junge Mädchen, dessen Verstandes- und Charakterstärke die frohe Hoffnung erweckte, sie werde dereinst als Königin von England eine zweite Elisabeth sein, bezeigte den Feinden seiner Mutter offenste Abneigung. Ihre Großmutter von väterlicher Seite, die Königin, war der jungen Prinzessin, wie sie sagte, „zuwider wie Schöpsenfleisch“. Was sie von ihrem Vater hielt, bezeugt der Umstand, daß sie Bedenken trug, seinen Einladungen nach Brighton zu entsprechen, weil der Aufent-

halt im Pavillon „ihrem Rufe nachtheilig sein könnte“. Als im März 1813 ihre Großmutter von mütterlicher Seite, die Herzogin von Braunschweig, zu Blackheath gestorben war, ertrotzte die Prinzessin Charlotte die Erlaubniß, ihrer Mutter einen Beileidsbesuch machen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß die Prinzessin von Wales, als ihre Tochter vermittelnd und tröstend sich äußerte, ihrer unsäglichen Verbitterung Luft machte, indem sie ein Glas Wein über das Tafeltuch hinschüttend, sagte: „Eher wird dieser ausgegossene Wein wieder in die Flasche zurückfließen, als ich meine Gesinnung gegen die ändere, welche mich so schimpflich und niederträchtig verleumdet haben.“

Die Königin Sophie und der Prinz-Regent verfehlten nicht, auch ihre Gesinnung gegen die Verstoßene bei jeder Gelegenheit zu manifestiren. Nachdem die Prinzessin Charlotte an ihrem achtzehnten Geburtstag mündig erklärt worden war, sollte ihre feierliche Vorstellung bei Hofe erfolgen. Natürlich wollte sie, wie das recht und billig, nur von ihrer Mutter sich vorstellen lassen. Das schlug man ihr ab und so unterblieb die ganze Ceremonie. Als nach dem ersten pariser Frieden der Besuch des Zars Alexander und des Königs von Preußen in England angekündigt wurde, schrieb die Königin Sophie Namens ihres Sohnes unterm 23. Mai 1814 ihrer Schwiegertochter einen Brief, welcher für diese die Weisung enthielt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen in England vom Hofe sich fernzuhalten. Außer sich über diese Beschimpfung, wandte sich die Prinzessin klagend an das Parlament; allein dieses fand, obgleich in beiden Häusern warme Fürsprecher für Karoline auftraten, daß es nicht seines Amtes sei, in dieser „Frage der Etikette“ zu interveniren. Zugleich votirte es jedoch bei diesem Anlaß der Prinzessin eine jährliche Apanage von 50,000 Pfund, wovon sie aber nur 35,000 Pfund annehmen zu wollen erklärte. Ihr Einkommen war ohnehin durch das ihr vonseiten ihrer Mutter zugefallene Erbe ein sehr bedeutendes geworden.

Die zuletzt erfahrene Kränkung brachte aber das Gefäß

zum überschäumen. Die Prinzessin hatte sich schon lange mit dem verhängnißvollen Gedanken getragen, nach dem Festlande zu reisen. Jetzt, nachdem man sie angesichts von ganz England und der fremden Monarchen recht ausdrücklich als eine Unwürdige und Verstoßene behandelt hatte, wollte sie nicht länger in einem Lande leben, dessen Boden ihr unter den Füßen brannte. Am 9. August 1814 schiffte sie sich mit einem zahlreichen Gefolge, worunter auch ihr Adoptivsohn Billy Austin, an Bord der Fregatte Jason zu Worthing ein, um über Hamburg zunächst nach Braunschweig zu gehen. Der Prinz-Regent athmete fröhlich auf: er glaubte sich für immer von der verhaßten Gattin erlös't und befreit. Aber er täuschte sich und sollte eines Tages erfahren, wie wahr der griechische Tragiker gesprochen, als er sagte: „Das Unbezähmbarste ist das Weib". Zwei Jahre nach der Abreise der Prinzessin wurde ihre Tochter Charlotte, ohne daß man die Mutter zu Rathe gezogen oder auch nur benachrichtigt hätte, mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, nachmaligem König der Belgier, verheiratet.

Ich habe vorhin von einem überschäumenden Gefäße gesprochen und zwar nicht ohne Absicht. Denn, die Wahrheit zu sagen, die arme Karoline glich, sowie sie England verlassen hatte, nur allzu sehr einem Gefäß, welches lange am Feuer gestanden und dessen siedender Inhalt überwallt, sobald man den niederpressenden Deckel entfernt. Seltsam, diese Frau war jetzt sechsundvierzigjährig und folglich in einem Alter, wo sonst naturgemäßer Weise der Hochsommer der Leidenschaft bereits in den Herbst matronenhafter Resignation übergegangen ist. Hier war das nun keineswegs der Fall. Die Prinzessin schien jetzt erst recht austoben und für allen Zwang, für alle Unterdrückung und Kränkung, die sie erfahren hatte, sich entschädigen zu wollen. Sie entfaltete während ihres Aufenthaltes in Deutschland, Italien, Griechenland und in der Levante den ganzen Freiheits- und Vergnügungsdurst eines jungen heißblütigen Mädchens, welches, aus einer klösterlichen Pension entronnen,

plötzlich völlig sich selbst überlassen ist und die Mittel besitzt, allen seinen Launen gerecht zu werden. Aber die Prinzessin bedachte nicht, daß auch in der Fremde jeder ihrer Tritte und Schritte von einem argusäugigen Haß überwacht würde. Es ist verbürgt, daß der Prinz-Regent bereits i. J. 1817 geäußert hat: „Mein Urahn Georg der Erste sperrte seine Gemahlin in ein hannover'sches Schloß ein und wesshalb sollte ich nicht das Gleiche thun?“ Er dachte auch schon damals alles Ernstes an eine förmliche Scheidung von seiner Frau und war eifrigst bemüht, Beweise zu sammeln, daß ihre Aufführung ihm gewichtigen Grund dazu gäbe. Zu diesem Zwecke ward, namentlich unter Vermittelung des bekannten hocharistokratischen hannover'schen Grafen Ernst Friedrich Herbert von Münster, welcher als dirigirender Minister des neugeschaffenen Königreichs Hannover dem Prinzen zur Seite war, eine Spionage organisirt, welche die reisende Prinzessin überallhin verfolgte und unter deren infamen Praktiken die Auskundschaftung der Schlafzimmer-, Bett- und Bettwäschemysterien obenanstand.

Karoline war am 18. August 1814 unter ihrem väterlichen Dache zu Braunschweig eingetroffen, wo jetzt ihr Bruder Wilhelm, dem zehn Monate nachher am Vorabend von Waterloo ein ruhmvoller Tod beschieden sein sollte, als Herzog waltete. Der bis zur Abenteuerlichkeit phantastische An- und Aufzug der Prinzessin und ihr tollluſtiges Benehmen fielen den guten Braunschweigern nicht wenig auf. Aber noch bedenklicher sah ihr englisches Gefolge dazu. So bedenklich, daß binnen wenigen Monaten alle die englischen Herren und Damen in ihrem Dienste, die beiden Ladies Lindsay und Forbes, sowie alle die Kammerherren und Stallmeister unter verschiedenen Vorwänden sich verloren. Am längsten hielt ihr Arzt Holland bei der Prinzessin aus, aber auch dieser verließ sie im folgenden Jahre. Ein missliches Ding! Denn das Weggehen der Engländer warf schon an und für sich einen Schatten auf das Benehmen Karoline's und außerdem wurde der Umstand, daß sie genöthigt war, sich mit lauter fremder

Dienerschaft zu umgeben, in jeder Weise zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Sie selbst kümmerte sich freilich ganz und gar nicht darum. Im Gegentheil, sie mag froh gewesen sein, von den „langen“ und „langweiligen“ englischen Gesichtern gänzlich sich befreit zu sehen.

Sie ging über Frankfurt und Straßburg nach der Schweiz und im Oktober von Genf nach Mailand. Ein verhängnissvoller Ort für die Prinzessin! Denn hier nahm sie den Italiener Bartolomeo Bergami, welcher bei dem östreichischen General Pino gedient hatte, als Kurier in ihre Dienste. Die Gunst, in welche dieser Mensch binnen kurzer Zeit bei der Prinzessin kam, war in der That erstaunend. Sie machte ihn zu ihrem beständigen Begleiter, zu ihrem Kammerherrn und Oberhofmeister, verschaffte ihm verschiedene Orden und den sicilischen Baronstitel. Seine Schwester, die als Contessa Oldi bezeichnet wird, ernannte sie zu ihrer Hofdame; auch belud sie sich mit einem Töchterlein Bergami's, welches Vittorina hieß. Das war des Wohlthuns doch wohl zu viel, sehr zu viel. Das ganze Gebaren der übelberathenen Prinzessin mit dem Signor Bartolomeo war darnach angethan, als hätte sie es recht eigentlich darauf angelegt, das entrüstete Pfui! der englischen Fashion und Delicacy herauszufordern. Man muß gestehen, sie hätte kaum mehr thun können, um sich als die darzustellen, für welche ihr Gemahl sie angesehen wissen wollte. Der Schein war ganz gegen sie. Dies ist historische Wahrheit. Wie weit aber ihre wirkliche Verschuldung ging, das dürfte wohl geschichtlich nie zu erweisen sein.

Im November 1814 befand sich die Prinzessin in Rom und Neapel, an welchem letztern Orte sie der König Murat, dessen Abenteurerkönigthum bald zu Ende ging, trotz der gehässigen Abmahnung vonseiten des englischen Gesandten mit außerordentlicher Artigkeit aufnahm. Zu Ostern 1815 war sie wieder in Rom, ging dann nach Oberitalien zurück, besuchte Venedig, bereis'te den Gotthard und die lombardischen Seen und kaufte am Comer See

die Villa d'Este, wo sie sich einen luxuriös-phantastischen Haushalt einrichtete. Im Spätherbste schiffte sie über Elba nach Sicilien, von da nach Tunis, von dort nach Athen und Konstantinopel, von wo sie nach Ephesus und Jerusalem ging. Im September 1816 kam sie wieder auf ihr Landhaus am See von Como zurück und kaufte für den theuren Signor Bartolomeo in der Nähe von Mailand eine Villa, welche den Namen Villa Bergami oder La Barona erhielt. Im Frühjahr 1817 machte die Prinzessin eine Fahrt durch's Tirol nach Süddeutschland, wo sie den Hof von Karlsruhe besuchte.

Hier lebte damals als preußischer Geschäftsträger, wie er in seinen Denkwürdigkeiten mit unendlicher Selbstgefälligkeit erzählt hat, Herr Varnhagen von Ense, ein sauber gebürsteter, diplomatisch stilisirter und korrekt gefältelter Mann, welcher nachmals in alten Tagen im Liberalismus zu machen suchte, dabei aber doch kindlich beglückt war, wenn es ihm gelang, zeitweise einen gnädigen Blick des Herrn von Metternich zu ergattern. Herr Varnhagen sah den Signor Bartolomeo, dessen Name drei Jahre nachher in ganz Europa be- und verrufen war, und schrieb in seine Memorabilien: „Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich mir ihn als Vordermann; bei Tisch ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel und auf seinem Säbel die Porträts der murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter und wird als solcher auch dafür geehrt." Varnhagen berichtet dann, daß nach der Abreise der Prinzessin von Karlsruhe der hannover'sche Gesandte daselbst, Freiherr von Reden, auf Graf Münsters Veranlassung in dem Gasthofe, wo Karoline gewohnt hatte, durch Kellner und Zimmermädchen unnennbare Schlafzimmerforschungen habe anstellen lassen.

Nach Italien zurückgegangen, lebte sie daselbst bis zum Jahre 1820 abwechselnd in Rom, Pesaro und auf den Villen d'Este und Bergami. Ihr widerfuhr im Spätherbste 1817 das tiefe, mit schwerer Demüthigung versetzte Leid, aus den Zeitungen erfahren zu müssen, daß ihre Tochter Charlotte nach der Geburt eines todten Knaben am 6. November gestorben sei. Man hatte absichtlich unterlassen, der Mutter den Tod der Tochter amtlich anzeigen zu lassen, — den Tod dieser Tochter, welche freilich ein Jahr zuvor zum Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar („Denkwürdigkeiten", S. 60) das schreckliche Wort gesprochen hatte: „Meine Mutter war schlecht; aber sie wäre nicht so schlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch viel schlechter gewesen wäre." Bestürmt von Kummer und Entrüstung, wollte sie sofort nach England zurück. Wie es scheint, hat ihr Rathgeber Brougham, welcher sie das Jahr zuvor in der Villa d'Este besucht hatte, sie vermocht, ihre Rückkehr nach England noch bis zum Tode Georgs des Dritten aufzuschieben. Kaum war demnach der alte wahnsinnige König am 29. Januar 1820 zu Windsor verschieden, als Brougham den alten treuen Haushofmeister der Prinzessin, John Sikkard, mit dieser Botschaft an sie abschickte. Sofort schrieb die Königin, denn das war Karoline zur Stunde von rechtswegen, daß sie nach England heimkehren werde.

Wüthend darüber und entschlossen, zu zeigen, daß er sie nie und nimmermehr als seine königliche Gemahlin anerkennen wollte, befahl König Georg der Vierte dem Erzbischof von Canterbury, den Namen der Königin aus dem Kirchengebete zu streichen. Der Lord Prälat gehorchte unweigerlich, wie das dem höchsten Würdenträger der gemästetsten und servilsten aller christlichen Kirchen ganz gut anstand. Als Gegendemonstration ging ein ungeheures Brausen und Schreien zu Gunsten der Königin im Volke los. „The Queen for ever!" wurde das Stichwort und die Losung der Massen gegen den verhassten König, der ja schon als Prinz-Regent seit Jahren sich in den Straßen

von London nicht hatte sehen lassen dürfen, ohne ausgezischt und angegrunzt zu werden und ohne zu riskiren, daß seine Wagenfenster mit Steinen und er selbst mit Koth beworfen würde. Aber der Haß des Mannes war stärker als seine Furcht. Auf Veranstaltung seiner Minister gingen Brougham und der Alderman Wood der Prinzessin entgegen, welche auf ihrer Reise nach England bereits in St. Omer eingetroffen war.

Der tapfere Signor Bartolomeo hatte sich mit seinem bedenklichen Schnurr- und Backenbart, seinen Orden, seinem Kammerherrnschlüssel, seinem Säbel und seiner wohlgefüllten Börse klüglich seitwärts geschlagen, nicht „in die Büsche" zwar wie Seume's Hurone, wohl aber nach Paris, wo er seine „Memoiren" aufsetzen, drucken und der Ausgabe derselben sein Porträt und ein Facsimile seiner Handschrift beigeben ließ, — letzteres zum überzeugenden Beweise, daß er nicht nur vortrefflich in der Reitkunst, sondern auch leidlich in der Schreibkunst beschlagen wäre.

Inzwischen ließ das englische Ministerium durch die genannten Unterhändler zu St. Omer der Königin ein Abkommen vorschlagen. Sie sollte ein Jahrgehalt von 50,000 Pfund beziehen, aber dasselbe im Auslande verzehren und auf den Titel einer Königin von England verzichten. Georg der Vierte und seine Minister hatten übersehen, daß sich eine muthvolle Frau nicht so leicht erkaufen läßt wie Parlamentsmitglieder. Zum äußersten entschlossen, verwarf Karoline den Vorschlag und erklärte, sie wollte Königin sein und heißen. Am 5. Juni 1820 landete sie, mit Zurücklassung ihres ganzen italischen Gefolges, in Dover, dessen Kommandant ihr die königlichen Ehren erwies. Am folgenden Tage brach sie nach London auf. Ihre Fahrt dahin war ein völliger Triumphzug.

6.

An eben diesem 6. Juni fuhr Georg der Vierte, der seine Partie ebenfalls genommen hatte, in großem Staate nach Westminister, um dem Parlament persönlich seine Zustimmung zu der ihm von demselben bewilligten Civilliste zu erkennen zu geben. Ueberall auf seinem Zuge wurde er mit dem wüthenden Gebrülle: „The Queen for ever!“ begrüßt und die seine Karosse umgebenden Leibgarden hatten Mühe, ihn vor persönlichen Beschimpfungen zu schützen. Die Flut der Volksstimmung ging hoch und wild gegen den König und für die Königin. Aber die Minister hatten die bestimmtesten Verhaltungsbefehle und kamen denselben nach. Um die fünfte Abendstunde erschien Mylord Liverpool, der Premier, im Hause der Lords und brachte eine königliche Botschaft, welche den Peers von Großbritannien empfahl, ihre Aufmerksamkeit auf den „grünen Beutel“ zu richten, in welchem „gewisse, das Betragen der Königin außerhalb Landes betreffende Aktenstücke“ gesammelt seien.

In diesem Augenblicke, wo das Oberhaus diese Aktenstücke einer geheimen Kommission zur Prüfung zu überweisen beschloß, ertönten vom Westend her die Freudenschüsse und das Glockengeläute, womit die Königin bei ihrem Einzug daselbst bewillkommt wurde. Ein unermeßliches Hurrah stieg mehrere Tage lang ihr zu Ehren in die Lüfte, mehrere Nächte hindurch fanden Illuminationen statt, Lordmayor und Aldermen der City begrüßten die Heimgekehrte, aus dem Lande gelangten zahlreiche Begrüßungsadressen an sie herein und zum Gegensatze wurden den beiden leitenden Ministern, Liverpool und Castlereagh, die Fenster eingeworfen und konnte Carltonhouse, die Stadtwohnung des Königs, nur mühsam vor einem Angriff des „Mob“ geschützt werden.

Die Lage war in Wahrheit eine drohende. Das Land hatte in den Kriegen gegen Napoleon so ungeheure Anstrengungen gemacht, daß unmittelbar darauf Ermattung

und Erschöpfung naturgemäß hatten eintreten müssen. Der Steuerdruck war furchtbar, Industrie und Handel erlagen einer zeitweiligen Lähmung, die Massen hungerten. Der König und seine Minister, die Castlereagh und Liverpool, Gegenstände tiefster Erbitterung vonseiten des Volkes. Die vornehme Gesellschaft von totaler Sittenverderbniß durchfäult und von giftigem Parteitreiben zerrissen. Der öffentlichen Verstimmung der Nation über das herrschende System geheime Komplotte von verzweifeltem Charakter zugesellt. Und nun in dieses wüste Wirrsal, zur Vermehrung desselben, noch das beispiellose, weil mit schamlosester Oeffentlichkeit betriebene Skandal der Procedur geworfen, welcher ein achtundfünfzigjähriger Monarch seine zweiundfünfzigjährige Gemahlin unterwarf. Wohl hatte Mylady Charlotte Campbell recht, damals in ihr Diary zu schreiben: „Man kann nur sagen, daß die Kloaken nach Unflat durchwühlt worden sein müssen, um einen bösen Feind, dem die Hochsinnigkeit des englischen Volkes verhasst war, anzueifern, Ebenbilder der Männer zu formen, welche zu dieser Zeit im Besitze der Macht waren, und daß er in ihrem Namen ein Verfahren gestattete, welches nach Gebühr zu kennzeichnen die englische Sprache kein ausreichend schwarzes Eigenschaftswort besitzt.“ Allein Georg der Vierte wusste wohl, daß es vom Grunzen und Schreien des Volkes bis zu einer Revolution unermesslich weit sei, und da ihm seine Minister zu Willen waren, so beschloß er, der ja an Ehre, Ruf und Achtung ohnehin nicht ein Atom mehr zu verlieren hatte, seinem Hasse Genüge zu thun, selbst auf die Gefahr hin, dem Königthum eine der tiefsten Wunden zu schlagen, welche dasselbe jemals empfangen. Das ist ja das Unglück der Könige, daß sie selten oder nie die rechten Werkzeuge, das Gute und Rechte zu thun, zu finden verstehen, stets aber bereitwillige, das Schlechte, Verkehrte und Verbrecherische in Ausführung zu bringen.

Während die Königin, aus den Beweisen ihrer Popularität den Muth schöpfend, nicht zu wanken oder zu weichen, sich in Brandenbourghouse einrichtete, drang Lord

Liverpool beim Parlamente darauf, die angeregte Untersuchung gegen sie durch eine geheime Kommission führen und abmachen zu lassen. Dagegen legte Brougham Namens der Königin Protest ein und bestand auf einem öffentlichen Verfahren, vielleicht in der Erwartung, daß sich der König doch scheuen werde, die ganze Sache der Oeffentlichkeit anheimzugeben. Allein am 6. Juli brachte der Premier im Oberhause gegen die Königin eine förmliche Straf- und Bußbill (Pains and Penalties Bill) ein, welche darauf abzweckte, die Angeklagte ihrer Rechte als Königin verlustig und ihre Ehe als aufgelös't zu erklären, „dieweil sie mit einem sicheren Bartolomeo Bergami in verbrecherischen Verhältnissen gelebt". Ihre Aufführung wurde in dem Vortrage von Lord Liverpool als eine „ärgerliche, schändliche und lasterhafte" bezeichnet. Man hatte also das Parlament zum Richter der Königin bestellt und in Benützung eines im parlamentarischen Brauche begründeten Vortheils die Sache zuerst an das Haus der Lords gebracht, weil man in demselben einer Majorität sicher war. War die Bill erst von den Lords genehmigt, so hoffte man sie, gestützt auf dieses Präcedens, wohl auch durch das Unterhaus zu bringen.

Das ganze Verfahren war von Anfang an schmählich und gewaltsam. Man verweigerte der angeklagten Königin die im gemeinen englischen Recht begründete „Rekrimination", man versagte ihr die Mittheilung der Liste von Zeugen, welche gegen sie auftreten sollten, und ebenso die Angabe der Orte, wo sie die Handlungen, der man sie beschuldigte, begangen haben sollte. Zum letztenmal wandte sie sich an die Person ihres Gemahls mittels eines Schreibens, in welchem man den Meisterstil Broughams unschwer erkennt. Der Brief schloß mit den Worten: „Die Giftschale und der Dolch des Meuchelmörders sind edlere Mittel, den Gegner zu verderben, als Meineide und bestochene Gerichte; sie sind weniger grausam, denn sie nehmen nur das Leben, nicht die Ehre. Wenn mein Tod Ihre Ruhe hätte sichern können, ich würde ihn nicht gescheut haben, unter der Bedingung, daß man mir einen Platz neben dem Staube meiner Tochter

vergönnte. Aber da Sie mich mit Schande bedeckt ins Grab stürzen wollen, so werde ich mich Ihren Angriffen mit allen Kräften widersetzen, die mir Gott verleihen wird." Diese edle Beschwörung blieb unbeantwortet und ohne Wirkung.

Da die von den Lords am 6. Juli bestellte Kommission erklärt hatte, eine Untersuchung sei nothwendig „gleichermaßen für die Würde der Krone wie für das moralische Gefühl des Landes", — (eine wunderliche Manier fürwahr, jene Würde und dieses Gefühl zu fördern!) [1]) — so setzte es der Premier gegen allen Rechtsbrauch durch, daß die erste Lesung der Strafbill schon auf den 17. August anberaumt wurde, als hätte man es der Königin schlechterdings unmöglich machen wollen, aus dem Ausland Entlastungszeugen herbeizubringen. Für die rechtzeitige Beibringung der Belastungszeugen dagegen hatte man umsichtig gesorgt. Schon von der Stunde an, wo die Königin ihren Entschluß, nach England zu kommen, zu erkennen gegeben, war die ganze Bande dieser Zeugen zusammengebracht, reichlich beköstigt und besoldet, sowie sorgsam instruirt worden.

Das Haus der Lords bot an dem Tage, wo die Königin vor ihren Richtern erscheinen sollte, einen imposanten Anblick dar. Die alte Halle, ausgeziert mit den Tapeten, welche den Sieg über die spanische Armada darstellten, war gedrängt voll. An der Schranke (Bar) war eine Loge für die Königin hergerichtet mit einem elfenbeinernen, purpurbedeckten Lehnstuhl. Der Loge zur Seite ein Platz für Mr. Brougham und Mr. Denman, die Anwälte der Angeklagten. In der Mitte des Hauses der Ministertisch und darauf der berüchtigte „grüne Beutel". Der Lordkanzler Eldon führte auf seinem mit Scharlach überzogenen Wollsack den Vorsitz. Zunächst um ihn die „Rechtslords" in ihren Amtstalaren und Amtsperücken. In demselben Kostüm an der Bar die Anwälte des Königs, der Attorney-General

1) Es charakterisirt das ganze Verfahren, daß unter den 14 Mitgliedern der erwähnten Kommission nicht weniger als 4 Mitglieder des Kabinetts waren. Der grüne Beutel wurde also theilweise von denselben Leuten untersucht, die ihn angefüllt hatten.

Sir Robert Gilford und der Solicitor-General Sir John Copley. Dreihundert und achtundsechzig Peers hatten auf den Namensaufruf geantwortet und füllten die Scharlachsitze des Amphitheaters. Hinter der Schranke sah man die Mitglieder des Unterhauses sich drängen. Die ministeriellen Lords hatten durch die Westminster umwogenden Volksmassen gleichsam Spießruthen laufen müssen. Ihre Kutscher und Lakaien waren von der Menge gezwungen worden, mit abgezogenen Hüten: „Es lebe die Königin!" zu rufen. Die Ankunft der Minister hatte ein furchtbares Gegrunze begleitet. Auch der Herzog von Wellington war in aller Form ausgepfiffen worden, zu nicht geringer Ueberraschung Sr. Herrlichkeit.

Ein unerhörtes Hurrahgeschrei durchbraus'te Pall Mall, als die Königin in ihrem sechsspännigen Staatswagen heranfuhr. Neben ihr war ihre Ehrendame Lady Anna Hamilton[1]). Auf ihrem ganzen Wege winkten und wehten ihr

1) Nicht etwa zu verwechseln mit einer andern, sehr berüchtigten Lady Hamilton, welche als Maitresse Nelsons den von Abukir nach Neapel gekommenen Seehelden daselbst zu den bekannten, seinen Ruhm so sehr bemakelnden Abscheulichkeiten verführte. „Diese Frau — erzählt Colletta in seiner klassischen Storia del reame di Napoli — eine geborene Emma Lyson, deren Mutter arm, deren Vater unbekannt war, lebte in so dürftigen Verhältnissen, daß man nicht einmal ihre Heimat kennt, außer daß sie in der Grafschaft Wales in England geboren ist. Als sie erwachsen war, zeichnete sie sich durch ihre Schönheit aus. Allein sich selbst überlassen, arm, umgeben von verdorbenen Sitten, führte sie einen unordentlichen und verworfenen Lebenswandel bis zum Alter von sechszehn Jahren. Hierauf kam sie in den Besitz eines gewissen Graham, welcher sie in dem von ihm erfundenen Apollobette nackt und nur mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt als Göttin Hygieia sehen ließ. Hundert Künstler malten ihre herrlichen Formen zum Studium oder zum Vergnügen. Romney, ein berühmter Maler, stellte sie als Venus, Kleopatra und Phryne, andere stellten sie als Bakchantin, Leda, Thalia und büßende Magdalena dar. In diese Schönheit verliebte sich Karl Greville aus der edlen Familie Warwick. Als dieser seine hohe Stelle und sein bedeutendes Vermögen verloren hatte, kam Emma nach Neapel, um seinen Oheim, den dortigen englischen Gesandten Sir William Hamilton zu bitten, den Neffen mit Geld zu unterstützen und ihm zu erlauben, sie zu heiraten. Der alte Oheim,

die Frauen aus allen Fenstern mit weißen Tüchern und Bändern zu und aus den Volksmassen, die ihren Wagen umdrängten, stiegen unaufhörlich die Rufe auf: „Die Königin für immer! Die Königin oder den Tod!“ Sie konnte nur langsam vorwärts kommen. Schwarz gekleidet, einen weißen Schleier über den Scheitel gebreitet, trat sie um halb elf Uhr Vormittags in ihre Loge. Die Lords erhoben sich beim Eintritte der Königin, setzten sich dann wieder und stülpten die Hüte auf den Kopf, wie das in beiden Häusern des englischen Parlaments gentlemanlike war und ist.

Was für Gefühle die arme Karoline bestürmt haben mögen, als sie so vor dem stolzesten Senate der Erde dasaß? Dasaß auf einer Anklagebank von Elfenbein mit Purpurpolstern, aber doch immer auf einer Anklagebank, sie, die Matrone mit schon ergrautem Haar, angeschuldigt eines Gebarens, welches nur heißblütige Jugend erklärlich und verzeihlich machen kann! Ob sie sich zu dieser Stunde eingestand, daß es der Tochter eines Herzogs, der Frau des Thronerben von Großbritannien nicht wohl angestanden,

---

voll Staunen über eine solche noch nie gesehene Schönheit, bewilligte dem Neffen einen Theil seiner Bitte um den Preis des andern Theils, bezahlte dessen Schulden, behielt aber das Mädchen bei sich. Er heiratete sie i. J. 1791, nachdem sie den Namen Miß Harte angenommen hatte. So wurde Emma Mylady und Gemahlin eines Gesandten, vergaß ihren Stand, aber nicht ihren frühern Lebenswandel, nahm eine neue Haltung an und wusste sie zu behaupten, wie wenn sie ihr angeboren und natürlich wäre. Als Lord Nelson sich närrisch in sie verliebt zeigte, ließ die schlaue Königin Karoline von Neapel, welche bis dahin die Lady mit dem Stolze einer Königin gegenüber einer Abenteurerin behandelt hatte, von ihrem Hochmuthe nach und suchte die Frau des Gesandten mit den festen Banden der Eitelkeit an sich zu knüpfen. Im Palaste, im Theater, bei den öffentlichen Spazierfahrten saß Emma an der Seite der Königin und oft theilte sie, eine für alle Arten von Wollust gemachte Schönheit, in den inneren Gemächern des Schlosses den Tisch, das Bad und das Bett mit ihr.“ — Nach dem Tode Nelsons, welchem sie eine Tochter geboren, fiel die verrufene Buhlerin in die wüste Lüderlichkeit ihrer Jugend zurück. Endlich starb sie in ziemlich ärmlichen Umständen i. J. 1815 zu Calais.

wie eine wilde Hummel durchs Leben zu surren? Wie aber Beschämung, Reue und Entrüstung wechselnd in ihrer Brust wogen und stürmen mochten, ein Trost war ihr sicher: sie wusste, daß der Segen der Oeffentlichkeit sie vor Vergewaltigung behüten werde. Mochten ihr Gemahl und seine Minister das Schlimmste an ihr thun, sie hatten doch nicht die Macht, einen Spruch der Kabinettsjustiz gegen sie zu fällen, wie Georg der Erste gegen die arme Sophia Dorothea einen gefällt hatte, und hier auf dem Boden Englands reichten aller Haß, alle Wuth, alles Racheschnauben eines Königs bei weitem nicht aus, seine Frau im Geheimen von den nämlichen Schurken anklagen, verhören und verurtheilen zu lassen, wie das der unglücklichen Mathilde von Dänemark geschehen war. Nein, die Ankläger Karoline's hatten nicht einmal die Macht, die Reporters der Zeitungen von den Verhandlungen auszuschließen. Dort saßen sie, seitwärts von der Barre, schnellfingrig und federfertig, bereit, ganz England, ganz Europa in standzusetzen, in diesem Proceß mit zu Gerichte zu sitzen.

Als das Haus zur Tagesfrage schritt, sprachen nach einander die Lords Leicester, Carnarvon und Grey von verschiedenen Standpunkten aus gegen die Inbetrachtnahme der Bill. Dann ward dem ersten Anwalt der Königin zugestanden, seine Einwendungen gegen die Rechtsgrundsätze der Bill vorzubringen. An die Schranke tretend eröffnete Brougham damit die Reihe seiner in dieser Sache gehaltenen herrlichen Reden, die ihn als vierten Stern dem großen Dreigestirn englischer Beredsamkeit anfügten, das aus dem älteren Pitt, Sheridan und Fox zusammengesetzt war. Brougham that überzeugend dar, daß es sich hier darum handelte, ein noch dazu rückwirkendes Ausnahme- und Gelegenheitsgesetz zu machen. Dies widerstreite allen englischen Rechtsprincipien und es sei folglich das ganze Verfahren ungesetzlich und unrechtmäßig. Mit schneidender Kühnheit fragte der Redner unter anderem die Minister: „Wie, ihr sagt, die Würde der Krone und die Würde der Nation seien gefährdet, weil, wie eure Bill behauptet, eine

Frau aus der königlichen Familie sich eine ehebrecherische Aufführung zu schulden kommen ließ? Aber warum trat denn diese Gefährdung nicht ein, warum wurden keine Maßregeln dagegen ergriffen, als ein männliches Mitglied derselben königlichen Familie vor etlichen Jahren einen bewiesenen und eingestandenen Ehebruch beging?" Dem Herzog von York, einem Bruder des Königs, der in seiner Eigenschaft als Peer unter den Richtern seiner Schwägerin mitsaß, mochte es ziemlich schwül werden bei dieser Frage, mit welcher niemand gemeint war als er. Oder doch noch jemand? Ohne Zweifel, denn es ist klar, daß Brougham den Sack schlug und den Esel meinte, d. h. seinen Zuhörern hinter dem skandalhaften Lebenswandel des Herzogs von York den noch weit skandalhafteren des Königs zeigte . . .

An diesem Tage wurde nicht weiter vorgegangen. Am folgenden erhielt zuerst der zweite Anwalt der Königin Denman, das Wort und griff das Materielle der Bill mit scharfer Dialektik an. Unter vielem Treffenden brachte er auch eine höchst glückliche Vergleichung vor, indem er sagte: „Der ganze Inhalt der Bill erinnert schlagend an jene Scene einer allbekannten Komödie, wo jeder und jede dem Gerüchte ein Wörtchen hinzufügt, bis die letzte mit Achselzucken und gleichsam unfreiwillig das Wort Ehebruch! ausspricht" [1]). Auf die Aufführung der Königin seit ihrer Ankunft in England zurückgreifend wies der Redner nach, daß man nach den Aussagen glaubwürdiger und parteiloser Personen der Prinzessin von Wales nie etwas Schlimmeres habe nachsagen können, als daß sie leichtsinnig („flirting") gewesen sei und einen Hang zur Gefallsucht habe.

Die weitere Sitzung füllten Redegefechte zwischen den Anwälten der Krone und denen der Königin. In der Sitzung vom 19. August beantragte gleich zu Anfang Mylord King, das ganze Verfahren möchte als unnütz aufgegeben werden. Hiergegen erhob sich der Premier Liverpool

1) Ich brauche kaum zu sagen, daß die meisterhafte Komödie „The school for scandal" (die Lästerschule) von Sheridan gemeint ist.

und die Lords beschlossen auf seinen Antrag mit 181 Ja gegen 65 Nein die Fortführung der Procedur. Nun kam, aufgefordert vom Lordkanzler, der Attorney-General vor und entwickelte in dieser und der nächsten Sitzung vom 21. August folgende Anklageakte:

„Mylords! Nur mit Schmerz erfülle ich die Pflicht, hier vor euch die Gründe und Thatsachen auseinander zu setzen, auf welche die Anklage gegen die Königin sich stützt. Leider vermag ich hierbei nicht Details zu vermeiden, die jeden tugendhaften und wohlerzogenen Mann empören müssen; aber die Zeit des Schweigens ist vorbei und ich werde, wennschon mich jedes Urtheils über das Betragen Ihrer Majestät enthaltend, das hier darlegen, was durch die bestimmtesten Aussagen der Zeugen zu beweisen ich mich im stande fühle.

„Wie bekannt, reiste die Königin im Jahre 1814 aus England fort. Am 9. Oktober desselben Jahres kam sie in Mailand an, wo sie als Kurier einen gewissen Bartolomeo Bergami in ihre Dienste nahm, der damals gerade dienstlos, früher aber als Kammerdiener bei dem General Pino gewesen war. Es war in den ersten vierzehn Tagen des Aufenthaltes der Königin in Mailand, als sie den Bergami in ihre Dienste nahm. Bereits am 8. November kam die Königin in Neapel an und folglich war damals Bergami höchstens drei Wochen im Dienste von Ihro Majestät. Wer könnte aber wohl glauben, daß in einer so kurzen Zeit sich schon ein vertrautes Verhältniß zwischen einer Person von so hohem Range und einem Domestiken anknüpfen konnte! Und dennoch läßt es sich durch Zeugen beweisen, daß der ehebrecherische Umgang der Königin mit dem Bergami bereits am Abend des 9. November seinen Anfang nahm. Schon am Tage ihrer Ankunft in Neapel hatte die Königin befohlen, daß der Knabe, William Austin, nicht mehr wie bisher in ihrem Zimmer schlafen sollte. Am Abend des 9. Novembers bemerkte eine der Kammerfrauen der Königin, daß diese bei ihrer Rückkehr aus der Oper ganz ungewöhnlich bewegt war. Unfern des Schlafkabinetts hatte sie ein anderes

Kabinett, welches mit dem ihrigen in direkter Verbindung stand, einrichten und ein Bett hineinsetzen lassen. Man glaubte, dieses Gemach sei für William Austin bestimmt; aber keineswegs, Bergami erhielt es. Die Kammerfrau, welche wie gewöhnlich Ihro Majestät bedienen wollte, wurde zu ihrem großen Erstaunen abgewiesen, verwunderte sich aber noch mehr, als sie am andern Morgen sah, wie das Bett der Königin ungebraucht war, während das von Bergami aufs unverkennbarste zeigte, daß es zwei Personen zum Lager gedient hatte.

„Dieser einzige Umstand würde schon vor einem Geschworenengericht den Ehebruch außer Zweifel stellen; allein es ist meine Pflicht, die weiteren Umstände dieses unsittlichen Lebenswandels in ein noch näheres Licht zu setzen. Obschon Bergami noch immer bei der Tafel die Dienste eines Domestiken verrichtete und auf der Reise die eines Kuriers, so bemerkten doch die andern Dienstleute sehr wohl die unschickliche Vertraulichkeit, welche zwischen ihm und der Prinzessin herrschte. Er frühstückte z. B. mit ihr allein in ihrem Kabinette und man sah sie verschiedentlich mit ihm auf der vor ihrem Hause befindlichen Terrasse sich ergehen und ihm den Arm geben. Bei einem großen Feste, welches die Königin dem Murat und den Großen von Neapel gab, erschien sie unter verschiedenen, für eine ehrbare Frau unschicklichen Verkleidungen, und so oft sie diese wechselte, zog sie sich allein mit Bergami, ohne daß eine ihrer Kammerfrauen ihr folgen durfte, in das zum Umkleiden bestimmte Kabinett zurück. Lassen sich aber solche Vertraulichkeiten einer Dame von hohem Stande gegen einen Diener anders erklären als durch die Voraussetzung eines ehebrecherischen Lebens?

„Ich werde aber einen noch gewichtigeren Beweis aufstellen. Bergami wurde durch das Ausschlagen eines Pferdes verwundet und erhielt während seiner Krankheit die Erlaubniß, zu seiner Verpflegung einen seiner Bekannten ins Haus nehmen zu dürfen. Dieser Mensch schlief nahe bei Bergami's Zimmer und hörte mehrmals die Königin, wenn

schon alles zur Ruhe war, vorsichtig und leise über den Korridor nach Bergami's Stube hinschleichen. Er legte sein Ohr an die Thüre und hörte nun genau, wie die Königin und Bergami sich umarmten. (Bei dieser Anführung ließ sich durch die ganze Versammlung der Ausdruck des Unwillens vernehmen; der Kläger, dies bemerkend, fuhr fort:) Ich fühle, daß die Details, zu welchen ich gezwungen bin, von einer Art sind, daß ich in Gefahr komme, mir euren Unwillen zuzuziehen; aber ich muß Eure Herrlichkeiten bitten, nicht zu vergessen, daß es meine Pflicht ist, klar, obschon mit möglichster Decenz, die Sachen, wie sie sind, darzulegen.

„Ihro Majestät die Königin blieb bis im März des folgenden Jahres in Neapel und setzte während dieser ganzen Zeit ihren ehebrecherischen Umgang mit Bergami fort. Mehrere englische Damen aus ihrem Gefolge verließen sie, selbst ohne vielleicht einmal zu wissen, wie weit die Unsittlichkeit ihrer Aufführung ging. Eines Tages erschien sie auf einer öffentlichen Maskerade im Theater San Carlo in einem so unanständigen Aufzuge, daß das Publikum sie beleidigte und sie sich gezwungen sah, sich wegzubegeben. Von Neapel reiste sie nach Rom, Civitavecchia und Genua. Am Bord der von Captain Peachell geführten Fregatte Klorinde stand Bergami hinter ihrem Stuhle zu ihrer Bedienung; dennoch ging ihre Vertraulichkeit mit ihm soweit, daß man dieselbe sogleich in Genua bemerkte. Hier begleitete Bergami sie öfters auf den Spaziergängen und fing überhaupt an, sich seinen häuslichen Diensten nach und nach zu entziehen. Seine Tochter, Namens Viktorine, ein Kind von zwei Jahren, wurde ins Haus genommen, und der Königin konnte nicht unbekannt bleiben, daß er verheiratet sei. Durch Zeugen läßt sich beweisen, daß in Genua die Königin den Bergami stets in einem mit dem ihrigen in Verbindung stehenden Zimmer wohnen ließ, daß die Kammerfrauen alle Morgen das Bett der Königin ungebraucht fanden, so daß sie nur die Decke desselben ein wenig wieder in Ordnung zu bringen hatten und daß sich

in Bergami's Bette die unverkennbaren Spuren davon zeigten, daß zwei Personen darin übernachtet hatten. — — In Mailand, zu Ende des Monats Mai 1815, war die Königin von allen Engländern ihres Gefolges verlassen; sie nahm jetzt als Gesellschaftsdame die Gräfin Oldi, die Schwester Bergami's zu sich, während dieser immer noch ihr Kurier blieb. Die andern Dienstboten wussten nicht, daß die Gräfin Oldi Bergami's Schwester war. In Venedig, wohin sich die Königin begeben hatte, um ihre große Reise anzutreten, sah man sie eines Tages dem Bergami eine goldene Kette umhängen. Dieser aber, noch immer nichts weiter als Bedienter, nahm mit einem galanten Bezeigen die Kette wieder von seinem Halse ab und hing sie der Prinzessin um, die sie hierauf ihm noch einmal um den Nacken schlang. Beweisen solche Vertraulichkeiten mit einem Diener nicht das Verbrechen? In der Villa d'Ami bei Venedig schenkte die Königin dem Bergami einen Schlafrock von blauer Seide. Er hatte hier freien Zutritt in ihr Schlafgemach zu jeder Stunde.

„Ich muß hierbei bemerken, daß die Entartung der äußeren Seiten des Benehmens, welche die nothwendige Folge einer ungehörigen Aufführung ist, schon sehr sichtbar im Betragen der Königin wurde. So spielte sie z. B. öfters mit ihren Dienstleuten Karten; doch fing sie im November 1815 an, ihrem vertraulichen Verkehr mit Bergami eine Art von größerer Schicklichkeit zu verleihen, indem sie ihn zum Range ihres Kammerherrn erhob. Auf dem Schiffe Leviathan, mit welchem sie die Ueberfahrt nach Sicilien machte, spazierte sie häufig mit Bergami auf dem Verdecke umher, reichte ihm den Arm und gab ihm überhaupt viele Beweise ihrer Zuneigung. In Palermo nahm sie ihn sogar mit an den Hof. Er war in eine prachtvolle Husarenuniform gekleidet. In Messina, wo sie bis zum 6. Januar blieb, dauerten die gegenseitigen Vertraulichkeiten fort. Hier sahen sie ihre Kammerfrauen im tiefsten Negligé aus Bergami's Zimmer kommen und hörten, wie sie ihn mit

den zärtlichsten Benennungen, z. B. „mein Herz, mein Freund“ u. s. w. ansprach.

„Als Captain Peachell, der die Klorinde führte (auf welchem Schiffe die Königin sich am 6. Januar einschiffte), sich weigerte, den Bergami mit an seinen Tisch zu nehmen, fragte ihn die Königin um die Ursache und Peachell antwortete: „Weil er noch im vorigen Jahre hinter meinem Stuhle stand.“ Weit entfernt sich über diese Antwort zu entrüsten, wie jede andere Frau gethan haben würde, ließ die Königin sich eine besondere Tafel besorgen, an welcher sie mit Bergami allein speiste. In Syrakus und in Catania sah man die Königin im Negligé aus Bergami's Zimmer kommen, unter dem Arm ein Kopfkissen tragend, auf welchem sie gewöhnlich zu ruhen pflegte. Hier verschaffte sie dem Bergami das Malteserkreuz. Der Adel, welcher anfänglich der Königin seine Aufmerksamkeit bezeigt hatte, wandte sich bald von ihr ab und ließ sie mit ihrem Liebhaber allein.

„Von Catania begab sich die Königin nach Augusta. Hier erhielt Bergami den Titel eines Barons della Franchini. Wodurch anders als eine ehebrecherische Verbindung mit ihm kann man so ausgezeichnete Gunstbezeigungen sich erklären? Sie ließ sich in türkischem Kostüm malen und schenkte dies Bild ihrem Lieblinge, den sie in gleicher Tracht hatte porträtiren lassen. Nun miethete sie eine Polacre und begann ihre Seereisen. Auf dem Schiffe ließ sie ihr Schlafkabinett so einrichten, daß, wenn sie sich in ihrem Bette befand, sie Bergami in dem seinen sehen konnte. In Tunis und in Utika kam der neue Kammerherr sehr häufig in das Kabinett der Königin, noch ehe diese sich erhoben hatte. Was konnte er da wohl als Kammerherr zu thun haben? In Savona, wo die Königin den 12. April 1816 ankam, hat man die überzeugendsten Beweise von der Fortsetzung ihres ehebrecherischen Umganges mit Bergami gesammelt. Sie schlief daselbst niemals in ihrem Bette und das von Bergami zeigte fortwährend die Spuren, daß immer zwei Personen darin geschlafen hatten.

„Von Afrika begab sich Ihre Majestät nach Athen und

hielt sich einige Zeit zu Milo auf. Nach Athen kam sie den 22. April 1816. Hier fiel eine Begebenheit vor, welche die Vertraulichkeit, die zwischen der Prinzessin und Bergami herrschte, und des letzteren wenigen Respekt vor Ihrer Majestät hinreichend darthut. Ein englischer Schiffscaptain kam Ihrer Majestät seine Aufwartung zu machen. Man führte ihn durch den Garten nach einer Art von Laube, wo er die Prinzessin, die Gräfin Oldi und Bergami fand. Die Königin ließ den Fremden niedersitzen, um sich mit ihm zu unterhalten. Bergami stand nach kurzer Zeit auf, um sich zu entfernen. Er ging, ohne sich von Ihrer Majestät zu beurlauben. Dies Benehmen fiel dem Officier ungemein auf, der mit Erstaunen sah, wie dieser Mensch Ihre Hoheit als seinesgleichen behandelte. Von Athen begab sich die Königin über Konstantinopel nach Ephesus. Hier bereitete man ihr ein Schlafzimmer in der Vorhalle einer alten, mit Bäumen umgebenen Kirche. Hier speiste sie auch mit ihrem Kammerherrn und saß gewöhnlich auf einem kleinen Reisebette, Bergami aber neben demselben auf der Erde. Nach Tische blieb er immer eine geraume Zeit mit ihr allein. Von Ephesus reiste Ihre Majestät nach Aume in Syrien. Hier ergaben sich noch mehrere Beweise für den strafbaren Lebenswandel der Königin. Man errichtete ein Zelt für Ihre Majestät und setzte ein Bett hinein. Auf diesem lag die Königin, halbausgezogen, und Bergami, gleichfalls im Negligé, saß daneben und blieb beträchtliche Zeit bei ihr. Von hier ging der Weg nach Jerusalem, wo die Königin, nicht zufrieden mit den Auszeichnungen, welche sie bereits dem Bergami hatte zukommen lassen, ihm den Orden des heiligen Grabes verschaffte, ja noch einen neuen Hausorden unter dem Namen „der heiligen Karoline von Jerusalem“ errichtete, den sie an mehrere ihrer Dienstleute verlieh und dessen Großmeister Bergami wurde. (Hier fing die ganze Versammlung an zu lachen.) So war er also Kammerherr, Malteserritter, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, Großmeister des Ordens der heiligen Karoline von Jeru-

salem und Baron della Franchini geworden! Von Jerusalem begab sich die Königin nach Jaffa. Da es sehr heiß war, so wollte Ihre Majestät nicht in der Kajüte schlafen und ließ sich daher auf dem Verdeck ein Zelt aufschlagen, in welchem ihr Bett ganz nahe und ohne Zwischenwand bei dem von Bergami stand. So schliefen sie beide alle Nächte ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr nach Italien. Am Tage wurde das Zelt gewöhnlich geöffnet, um frische Luft einzulassen; aber zuweilen ließ sie es am hellen Tage zumachen und blieb dann geraume Zeit mit Bergami in demselben allein. Am Bord des Schiffes nahm die Königin zuweilen ein Bad, und dann war Bergami der Einzige, der sie dabei bedienen und bei ihr bleiben durfte. Am 24. August, als dem Namenstage Bergami's (sein Vorname ist bekanntlich Bartolomeo), gab die Königin auf dem Schiffe ein großes Fest, so wie sie es schon das Jahr vorher an demselben Tage in Como gemacht hatte, bei welcher Gelegenheit das Schiffsvolk die Gesundheit von Ihrer königl. Hoheit mit der von Bergami zugleich trank. Alles dieses lässt keinen Zweifel mehr über die ehebrecherische Verbindung der Königin mit Bergami übrig. Als sich die Königin nach der Villa d'Este begab, ernannte sie Bergami's Bruder zum Aufseher ihres Palastes. Seine Mutter nahm von dieser Zeit den Namen „Madame Livris“ an. Während der Abwesenheit von Ihrer Majestät hatte man in Villa d'Este ein Theater erbaut. Auf demselben wurden späterhin Stück aufgeführt, in welchen Ihre Majestät selbst einige Rollen übernahmen, so wie Bergami, der die Liebhaber spielte. Ihre Majestät machte zuweilen die Liebhaberin.

„Eines Tages geschah es, daß Bergami einiger wichtigen Angelegenheiten wegen einen Kurier nach Mailand sandte. Dieser, der in der Nacht oder wenigstens so früh des Morgens wiederkehrte, daß noch niemand aufgestanden war, glaubte es seiner Pflicht gemäß, sich sogleich zu Bergami begeben zu müssen. Er fand ihn indessen nicht in seinem Zimmer, sah aber, wie er gleich darauf im Schlafrocke aus dem der Prinzessin kam. Da dieser Mensch noch nicht

lange in den Diensten Ihrer königlichen Hoheit stand, so hielt Bergami es für nöthig, sein Kommen aus dem Kabinette der Königin zu bemänteln. Er gab nämlich vor, das Kind, welches bei Ihrer Majestät schlief, habe geschrieen, und er sei desswegen hingeeilt, es zu beruhigen; auch bat er den Kurier, nicht weiter über diesen Vorfall zu sprechen. Außer den Orden und Titeln, welche die Königin an Bergami verliehen hatte, kaufte sie ihm nun auch noch ein Landhaus in der Gegend von Mailand und gab demselben den Namen „Villa Bergami“ oder „La Barona“. Hier wurden während des Karnevals 1817 die abscheulichsten Orgien gefeiert. Die lasterhaftesten Menschen des Ortes fanden sich hier ein und man konnte dieses Haus eher für ein Freudenmädchenhaus als für den Palast einer britischen Prinzessin halten. Nach ihrem Aufenthalt in der Barona machte die Königin eine Reise nach Tirol. Bei ihrer Ankunft in Brixen ging Bergami in Geschäften nach Innspruck. Die Königin, welche nicht vermuthete, daß er in der Nacht wiederkehren würde, ließ eine ihrer Kammerfrauen bei sich im Zimmer schlafen. Bergami kam aber und begab sich sogleich ins Kabinett Ihrer Majestät, die nun alsobald der Kammerfrau befahl, sich zu entfernen. In Karlsruhe wohnte sie in einem Gasthause in dem Zimmer Nr. 10, Bergami in dem Nr. 12; durch Nr. 11 waren beide Gemächer miteinander verbunden. Den Morgen nach ihrer Ankunft trat eine Aufwärterin in Bergami's Zimmer und sah mit Erstaunen, wie Ihre königl. Hoheit auf Bergami's Bette saß und ihren Arm um seinen Nacken geschlungen hatte. Indem die erwähnte Person Bergami's Bett machte, fand sie in demselben ein Kleidungsstück, womit Ihre königl. Hoheit nachher bekleidet war.“

So lautete die Anklage, welche Georg der Vierte gegen seine Gemahlin erheben ließ! Mit Ueberwindung unseres Ekels haben wir sie vollständig hergesetzt, weil sie erstens eines der wundersamsten Aktenstücke zur Sittengeschichte des Königthums bildet und weil sie zweitens un-

vergleichlich ausdrucksvoll darthut, was eigentlich hinter der englischen Scheinzüchtigkeit sei. Weiter wollen wir jedoch die „königliche Bordellkomödie“, wie der Proceß damals genannt wurde, nicht mehr in allen ihren Einzelheiten verfolgen, sondern nur die Hauptpunkte herausheben.

Die Procedur währte volle fünf Monate und nahm zweiundfünfzig Sitzungen des Oberhauses in Anspruch. Nach Verlesung der Anklageakte wurden die Belastungszeugen vor die Schranken gerufen, ein Rudel italischer Lakaien, eine französische Schweizerin, welche Kammerfrau bei der Prinzessin gewesen, eine Kellnerin aus Karlsruhe, im ganzen 24 Subjekte. Als der erste dieser Zeugen, der Italiener Majochi, welcher Kammerdiener bei der Prinzessin gewesen war, vortrat, um gegen seine Gebieterin auszusagen, entfuhr der Königin beim Anblicke des Mannes ein lauter Schrei der Ueberraschung und Entrüstung und erschüttert zog sie sich in das neben der Halle für sie bereitete Kabinett zurück. Sie hatte diesen Menschen mit Wohlthaten überhäuft! Zum Dank dafür hatte er sich dem Bruder Castlereaghs, Mylord Stewart, Gesandten in Wien, als Zeuge gegen seine Wohlthäterin verkauft. Es war kein Wunder, wenn die arme Karoline in Stunden, wo ihr Herz in Galle schwamm, von den Menschen überhaupt nur noch als von „schlechten und niederträchtigen Kreaturen“ sprach.

Die Verhöre der Belastungszeugen, in den schmutzigsten Details umherklaubend, wühlten erst recht die Grundsuppe des Aergernisses auf. Vom 17. August bis zum 24. Oktober dauerte die Befragung dieser Zeugen. Am gravirendsten für die Königin lauteten die Aussagen des Majochi und der Waadtländerin Louise Dumont. Deßhalb bot Brougham seinen ganzen Scharfsinn auf, um gerade diese beiden Zeugen mit der unerbittlichen Beißzange seiner Kreuzfragen zu fassen. Sie wandten und krümmten sich zum Erbarmen, und wenn nun der italische Schuft sein berüchtigt gewordenes „Non mi riccordo“ und die welsche Schelmin das entsprechende „Je ne me rappelle pas“ hervorstotterte, wider-

hallte die Halle von Gelächter über den „evidenten Schuldbeweis“, welchen gerade diese beiden Personen erbringen sollten. Es wurde bald klar, daß ein solcher Beweis überhaupt nicht erbracht werden konnte.

Am 6. November, wo die zweite Lesung der Bill statthatte, hielt Brougham, von seinem Kollegen trefflich sekundirt, seine große Vertheidigungsrede, in welcher er erklärte, daß er sich im Nothfalle Namens seiner Klientin eine Gegenklage gegen den König vorbehalte. Die Rede gilt mit Recht für eine der glorreichsten von allen, die jemals gehalten worden sind. Sie ward von solchen Hörern, welche sich des berühmten Begums-Speech erinnerten, die der geniale Sheridan im Processe des Warren Hastings gehalten hatte, unmittelbar neben diese gestellt. Der Eindruck war ein gewaltiger, in der Halle der Lords selbst, noch mehr aber draußen in der Stadt, in ganz Großbritannien, in der ganzen civilisirten Welt. Aber noch hielten die Minister und ihre Anhänger aus. Als die Frage: Soll die Bill zum zweitenmale gelesen werden? gestellt wurde, blieben die Ja mit 28 Stimmen in der Mehrheit.

Aber diese Mehrheit war so gering, daß selbst der Lordkanzler Eldon, im Herrendienst sonst nie skrupulös oder bedenklich, zu wanken begann und den Rath gab, wenigstens die Scheidung aus der Bill fallen zu lassen, um das übrige zu retten. Aber die Partei der Königin im Oberhause drang auf Aufrechthaltung gerade dieser Bestimmung, in der Hoffnung, die ganze Bill werde an dieser Klippe scheitern. Was den Premier betrifft, so hatte diesen die von Brougham ausgesprochene Drohung der Königin, sobald die Sache an das Unterhaus gelangte, eine Gegenklage gegen den König anzustellen, mit Schrecken erfüllt, allein der König und Castlereagh trieben ihn, auszuharren, und so ließ er der Sache ihren Lauf.

Inzwischen brachten die Anwälte der Königin ihre Entlastungszeugen vor. Schon die Erscheinung derselben musste günstig wirken, denn es war eine Anzahl un=

zweifelhaft ehrenhafter Männer und Frauen, von denen sich keiner und keine weder zur Spionage noch zum Meineid hergegeben hätte. Ihre Aussagen lauteten des bestimmtesten zu Gunsten der Angeklagten und besonders gute Wirkung thaten die Darlegungen des vieljährigen Haushofmeisters Karoline's, des greisen Johann Jakob Sikkard, eines Deutschen von Geburt.

In den Debatten des Hauses kamen viele charakteristische Aeußerungen vor. Mylord Grosvenor z. B. sagte gelegentlich: „Wäre ich Erzbischof von Canterbury gewesen, so hätte ich dem Könige lieber das Prayer-Book ins Gesicht geworfen als die Königin aus demselben gestrichen." Unter den gegen die Königin stimmenden Peers thaten sich die Herzoge von Newcastle und von Northumberland der eine durch die Plumpheit, der andere durch den Blödsinn seines Votums hervor: jener äußerte, er gebe seine Stimme für die Bill in ihrem ganzen Umfang, „obzwar er die Vertheidigung nicht gehört habe"; dieser sprach weinerlich von „der Tugend des königlichen Hauses" — (die Tugend Georgs des Vierten und seiner Brüder, d. h. ein Knäuel von Laster und Verworfenheit!) — und „zur Aufrechthaltung dieser Tugend stimme er gegen die Königin." Man hätte das für eine blutige Ironie nehmen können, wäre der edle Herzog nicht ein notorischer Schafskopf gewesen. Der Herzog von Bedford meinte ganz richtig: „Was würde, wenn ein Baron Ompteda (der Oberspion, dessen sich Graf Münster gegen die Königin bedient hatte) der glorreichen Königin Beß auf allen ihren Gängen nachgeschlichen wäre, aus dem Rufe derselben geworden sein?" Der Nestor des Hauses, der hochbetagte Lord Erskine, besiegte Krankheit und Schwäche, um viermal für die Angeklagte das Wort zu nehmen. In der Schlußdebatte sagte er: „Der Proceß hat angehoben mit Bestechung, wurde fortgesetzt mit Meineid und wird, wenn die Anklage triumphiren sollte, ein Triumph infamer Ungerechtigkeit und Grausamkeit sein."

Bei der dritten Lesung der Bill, am 10. November, kam die Entscheidung. Auch jetzt noch, um einen Ausdruck

des englischen Parlamentarismus zu gebrauchen, „hatten es“ die Ja, aber mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen, gerade so viel als das Ministerium Mitglieder zählte. Jetzt versagte den Ministern das Herz. Es war so gewiß, wie $2 \times 2 = 4$ ist, daß die Bill nicht durch das Unterhaus zu bringen sein würde. Lord Liverpool stand auf und beantragte aschgrauen Gesichtes und bebender Lippe „die Vertagung der weiteren Behandlung der Bill auf 6 Monate“, zu deutsch: die Regierung erklärte, daß sie den ganzen Proceß fallen ließe. Mylord Erskine beglückwünschte sich, das Haus und das Land, weil durch Aufgebung dieser „fluchwürdigen“ Sache das Recht, das Gesetz und die englische Verfassung gerettet sei. Mylord Grey zeichnete mittels der Brandmarke seiner rothglühenden Worte die Stirnen der Minister; aber nur eine derselben senkte sich darum schamvoll, die von George Canning, dem Blindekuhmitspieler der Königin in den Tagen von Blackheath: er schied aus dem Kabinette, dessen Gebaren die Stimme der Nation so laut verurtheilt hatte.

Die Angeklagte harrte am 10. November in ihrem Zimmer neben der Lordshalle der Entscheidung. Nachdem der Premier die mitgetheilte Erklärung abgegeben, eilte Brougham, dieselbe seiner Klientin zu bringen. Karoline stand starr wie eine Statue und ließ sich dann mechanisch von ihren Freunden hinunterführen. Als sie in den Wagen stieg, erhoben die ihrer harrenden Volksmassen ein unbändiges Jubelgeschrei: „The Queen! The Queen for ever!“ Da brach die so Begrüßte in einen Strom von Thränen aus. Drei Nächte lang war London festlich beleuchtet, Freudenfeuer loderten in den Straßen und wehe den Fensterscheiben, hinter welchen keine Lichter brannten.

7.

Freilich, bei wieder eingetretener Ernüchterung musste es bald klar werden, daß der Sieg, welchen die Königin über ihren Gemahl davongetragen, doch nur ein solcher wäre, welcher vieles, ja alles in der Schwebe ließ. Karoline hieß jetzt allerdings unbestritten Königin, aber daß sie es nicht war, sollte sie bald genug innewerden. Während der Dauer des Processes hatten der Muth und die Standhaftigkeit, welche sie an den Tag legte, ihre wesentlich auf der Unpopularität des Königs beruhende Volksbeliebtheit bis zur Vergötterung gesteigert. Wenn aber die Gefühle der Massen einmal zu solcher Exaltation gediehen sind, so folgt ein Rückschlag so sicher wie der Flut die Ebbe. So geschah es auch jetzt. Es war doch etwas an der Königin hängen geblieben, und nun der Tumult der Leidenschaften und des Parteikampfes, wie er während des Processes getobt, sich gelegt hatte, mussten sich selbst die entschiedensten Freunde Karoline's gestehen, daß ihr Verhältniß zu Bergami vor einer nüchternen und gewissenhaften Kritik nicht bestehen konnte. Die Konsequenzen hiervon machten sich bald bemerkbar und brachen das Leben der Fürstin, wie der Proceß ihre Gesundheit gebrochen hatte. Sie war nicht mehr die „wilde Hummel" von ehemals, sie war nur noch eine unglückliche, stets in Thränen schwimmende alte Frau.

Zwar noch einmal raffte sie sich auf zu energischem, wenn auch nicht sehr taktvollem Thun; aber der Erfolg war ein kläglicher. Im Sommer von 1821 sollte die Krönung des Königs stattfinden. Georg der Vierte strengte alle seine Erfindungsgabe in Sachen des Luxus und Geschmackes an, um diese Ceremonie zur prächtigsten zu machen, welche England jemals gesehen, und das gelang ihm vollständig. Von der Königin war bei den Vorbereitungen gar keine Rede. Sie jedoch ließ den Ministern erklären, daß sie der Krönung des Königs anwohnen würde und nach Vollziehung derselben ebenfalls gekrönt sein wollte.

Man nahm von dieser Erklärung keine Notiz, indem man nicht ohne Grund erwartete, die bevorstehende Prachtentfaltung würde dem Volke keine Zeit lassen, mit der davon ausgeschlossenen Königin sich zu beschäftigen. Und so geschah es denn auch. Am 19. Juli hatte die Krönung des Königs in der von Glanz und Herrlichkeit funkelnden großen Festhalle von Westminster statt. Auch Karoline kam angefahren und versuchte, begleitet von Lord Hood, ihrem Kammerherrn, in die Halle zu dringen. Aber man wies sie zurück, weil sie keine — Eintrittskarte vorzeigen konnte. Keine Hand und keine Zunge rührte sich für die Unglückliche. Wo waren denn die Tausende und Hunderttausende, welche wenige Monate zuvor nicht hatten müde werden können, zu brüllen: „Die Königin für immer!“ Ach, sie waren auch heute wieder da, aber sie gafften stumm und theilnahmelos.

Das war zu viel für die arme Frau. Am Abend des 30. Juli erkrankte sie plötzlich in ihrer Loge im Drurylanetheater. Sie hatte ein Glas Limonade getrunken und es wird erzählt, ohne jedoch verbürgt zu sein, daß sie, als schon am Morgen darauf ihre Krankheit den bedenklichsten Charakter angenommen, ausgerufen habe: „Der König hat mich vergiften lassen!“ Sterbend verzieh sie ihren Feinden, setzte ihren Adoptivsohn Austin zum Haupterben ein und verordnete, daß man sie daheim in Braunschweig begraben sollte. So verschied sie am 7. August 1821. Für die Todte erwachte die Theilnahme des Volkes wieder. Es zwang den Leichenkondukt, statt um die City herum mitten durch diese zu gehen, und noch bei der Einschiffung des Sarges zu Harwich umbrüllte die Menge denselben mit dem wüthenden Ruf: „Die Königin! Die gemordete Königin!“ Georg der Vierte überlebte seine Frau fast noch um volle neun Jahre, welche er, ziemlich menschenscheu geworden, im Kreise seiner männlichen und weiblichen Günstlinge meist in Windsor verbrachte. Seinen sonstigen Lebensgewohnheiten blieb er treu bis zuletzt, auch dem großen Glas Brandy, welches er jeden Morgen trank, um

„den Tag über zu leben“. Am 26. August 1830 nahm ihn ein Schlagfluß hinweg.

Die Geschichte hat ihm sein Urtheil gesprochen, welches nicht anders als streng und verdammend lauten konnte. Milder hat sie über die Königin geurtheilt und heutzutage dürfte kein Billigdenkender mehr geneigt sein, einen Stein gegen das Andenken einer Frau aufzuheben, welche die Eitelkeit menschlicher Größe so bitterlich erfahren musste. Ihre Verirrungen sind mit ihr begraben worden, aber ihre Leiden umgeben sie in den Augen der Nachwelt mit einem Schimmer von Poesie. Eindringlich offenbart ihr Geschick das Unbeständige und Trügerische der öffentlichen Meinung. Fürstengunst, hat man mit Fug gesagt, sei ein zweischneidig Messer. Aber Volksgunst ist das bekannte lichtenberg'sche Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt.

Ein deutscher Dichter.

> Wer würfelte aus Löwenzähnen und
> Aus Eselsohren ihn zusammen?
> Herzog von Gothland, A. 3, Sc. 1.

1.

In der ersten Hälfte der 30ger Jahre des Jahrhunderts der Eisenbahnen, der Syllabi und der Mitrailleusen sah man in der Haupt- und Residenzstadt des Däumlingreiches Lippe-Detmold, sowie zeitweilig auch auf den Straßen von Frankfurt und Düsseldorf, eine Figur herumwandeln, welche geradenwegs aus einem der barocken Märchenbücher des Callot-Hoffmann entsprungen zu sein schien. Man hätte sie etwa für eine Spielart vom „Klein Zaches“ halten können. Fragte man aber einen ehrsamen Unterthan des Tyrannen — (das Wort ist nur im griechischen Sinne gemeint) — von Lippe-Detmold: Wer ist der Mann? so erhielt man in einem aus Respekt und Mitleid und Verachtung wunderlich gemischten Tone die Antwort: „Das ist unser Genie!“ — Euer Genie? — „Nun ja, der Herr Auditeur Grabbe, welcher berühmt ist, weil er Komödienbücher trauriger und lustiger Sorte verfertigt hat.“

Der fragende Fremde mochte dann wohl sagen: Das ist der Dichter des Gothland, der Hohenstaufen und des Hannibal? und mochte hochverwundert der die Straße hinabschwankenden Erscheinung nachschauen.

Absonderlich genug war sie. Der Körper wie horizontal in zwei Theile geschnitten: die obere Hälfte Himmelsfeuer, die untere Erdenkoth. Die ganze Gestalt eine so schlotterige Disharmonie, daß man bei ihrem Anblicke sich versucht fühlte, wie ein Schuljunge den Horaz zu citiren: — „Disjecta membra poetae“.

Auf einem schmalen, schmächtigen Rumpfe mit frauenzimmerlich abfallenden Schultern trug „unser Genie“ einen Prachtkopf, wenigstens was Schädelbildung und Stirnewölbung betraf. Wie aber der Kopf durch seine Mächtigkeit im schreienden Mißverhältnisse zum schwächlichen Leibe stand, so war er auch so zu sagen mit sich selbst uneins. Auf der Zeusstirne thronten, in den großen Augen blickten und blitzten edle Dämonen, aber um die knollige Rothnase und um den grobsinnlichen Mund her, dessen obere Lippe unschön über die untere herabhing, tummelten sich gemeine, und das starkzurückweichende, wie in dem ersten Entwickelungsansatz steckengebliebene Kinn bildete einen geradezu lächerlichen Kontrast zu der wundervoll entwickelten oberen Gesichtspartie.

Der Herr Auditeur hielt sich in Kleidung und Gebaren sehr lässig. Sein Gang war mehr ein Schwanken und Schlurfen als ein Gehen: er schleifte seine Füße gleichsam hinter sich drein. Verdrüßlichkeit lag auf seinem Gesichte wie eingeätzt. Auf seinen dünnen, blonden, hoch auf den Schädel zurückgewichenen Haaren hing windschief eine Mütze, deren ursprüngliche Farbe ebenso gut grün als blau oder braun gewesen sein konnte. Die Brille hatte er von der Nasenwurzel auf die Stirne hinaufgeschoben. Von der linken Hand baumelte ihm ein Regenschirm herab, während er in der rechten ein rothes Schnupftuch trug, womit er sich zeitweise den rothen Backenbart abwischte. Im Gehen brummte er häufig vor sich hin und ein scharfes Ohr konnte Ausdrücke wie Bestie, Zobel, Rhinozeros und dergleichen mehr verstehen [1]).

---

1) Die einzelnen Züge zu dem hier entworfenen Porträt sind hauptsächlich der verdienstlichen Schrift „Grabbe's Leben und Charakter“ von Karl Ziegler (Hamburg 1855) entlehnt. Ziegler ist auch für

Diese mehr oder weniger artikulirten Monologe wandelten sich mitunter zu absonderlichen Zwiegesprächen, wenn begegnende Bekannte den verdrüßlich Dahinschlurfenden auf der Straße stellten oder in eine am Wege gelegene Wirthschaft zogen, um bei einem Früh- oder Spätschoppen die Tagesneuigkeiten zu verhandeln. „Hast du gestern den neuen Prediger gehört, Grabbe?“ — „Nein, aber ich hörte, er hätte eine so schneidende Stimme, daß man sich damit rasiren könnte.“ — „Willst du heute Abend das Koncert besuchen? Fräulein X. wird singen.“ — „Ach, die! Das letztemal sang sie so süß, daß ihre Töne vor Süßigkeit stanken.“ — „Haben Sie, Herr Auditeur, das neue Buch über den polnischen Insurrektionskrieg schon gelesen?“ — „Nein, doch ließ ich mir sagen, bei der Erstürmung Warschau's durch die Russen seien auf beiden Seiten mitsammen zehn Millionen gefallen, die Läuse und Flöhe inbegriffen. Aber hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob der liebe Gott wohl auch Gamaschen anhat?“ — „Grabbe, was sagst du denn zu den neuesten Debatten in der französischen Deputirtenkammer?“ — „Geht mir! Das Zeug! Die Juden haben aus ihrem Herrgott einen patriarchalisch-absoluten Herrscher gemacht. Wenn heutzutage wieder einer gemacht würde, müßte er sich sicherlich eine Pairs- und Deputirtenkammer gefallen lassen. Uebrigens, wie steht es eigentlich mit der Legitimität Gottes? Ahnen hat er keine, soviel ist gewiß.“

---

die biographischen Angaben im vorliegenden Aufsatz der Hauptgewährsmann. Die Biographie Grabbe's, welche Eduard Duller der ersten Ausgabe der „Hermannsschlacht“ (1838) vorgesetzt hat, ist vielfach ungenau und nur da ganz zuverlässig, wo Duller als Augen- und Ohrenzeuge von dem frankfurter Aufenthalte des Dichters handelt. Um die richtige und gerechte Würdigung Grabbe's haben sich insbesondere Karl Gödeke („Grundriß z. Gesch. d. d. Dichtung“, III, 508 fg.), Rudolf Gottschall (Einleitung zu der von ihm besorgten Gesammtausgabe der grabbe'schen Werke, 2. Bde. Leipzig 1870) und Oskar Blumenthal („Die Gegenwart“, 1873, Nr. 1 fg.) verdient gemacht. Blumenthal lieferte auch die erste vollständige Ausgabe von Grabbe's Werken und Nachlaß, 4 Bde. 1874.

2.

Ein Mann, welcher so war und sprach, ist nicht dazu gemacht gewesen, den Frauen zu gefallen. Die Frauen aber sind es, deren mehr oder weniger schöne Hände viel einflußreicher in die Literatur hineingreifen und darin viel bestimmender herumwirthschaften, als man gewöhnlich glaubt. Damit sind nicht etwa die Schreiberinnen gemeint, sondern nur die Leserinnen. Diese machen vorzugsweise den Ruf von Lyrikern, Dramatikern und Novellisten. Die Frauen bringen einen Schriftsteller in die Mode, gerade wie einen Haarputz, eine Robe- oder Mantilleform, und ebenso verhängen sie Acht und Bann über solche Autoren, welche verschmähen, mit süßer Kastratenstimme um ihre Gönnerinnenschaft zu werben. Weltkluges Federvieh gackert, gluckst und kräht daher allezeit so, daß sein Kapaunenthum über alle Anzweifelung von frauenzimmerlicher Seite her erhaben ist.

Die Wirksamkeit der Damenpropaganda zu Gunsten oder Ungunsten von Autoren hat jedoch eine scharfgezogene Gränze. Sie fängt nämlich erst da an, wo die Region der Geister ersten Ranges aufhört. Jene Unsterblichen, von welchen Johann Georg Fischer schön gesagt hat:

„Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten seine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit" —

sie werden nicht von Frauenhänden auf ihre die Lande und die Zeiten überragenden Postamente gestellt. Sie stellen sich selbst hinauf kraft ihrer Souveränität von der Götter Gnaden. Sie bedürfen es nicht, in die Mode gebracht zu werden: wie alles übrige Gemeine liegt auch die Mode tief unter ihnen „im wechsellosen Scheine". Man sieht wohl zu Zeiten, weil der gute Ton das verlangt, Frauenhände Kränze zu den Füßen der Geisterkönige niederlegen; aber darauf beschränkt sich so ziemlich der Verkehr der Damen mit denselben.

Wie viele Frauen gibt es denn in Europa, welche die homerischen Gesänge, die Nibelungen, die Göttliche Komödie, den Don Quijote, die Werke Shakspeare's, Molière's und Göthe's wirklich gelesen haben, verstehen und lieben? Kein Dutzend. Geht doch mal in Deutschland umfragen, wie viele Frauen wissen, was Lessing für seine Nation gethan; fragt weiter, wie viele Frauen es dazu gebracht haben, Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen durchzulesen, und ihr dürftet in beiden Fällen eine Summe zusammenbringen, welche an die große Glocke der Bildungsstatistik zu hängen ihr wohl unterlassen werdet. Sogar Dichtungen, welche wie eigens dazu geschaffen sind, Mädchenwangen erglühen und Frauenaugen aufleuchten zu machen, finden nur wenige Leserinnen. Wie viele deutsche Frauen und Mädchen haben denn wohl Kenntniß von der herrlichsten Liebestragödie, welche seit Shakspeare's Julia gedichtet worden, von Grillparzers „Hero"? Die Frauen zeigen in der Regel — (von welcher es natürlich Ausnahmen gibt, aber wenige) — eine ausgesprochene Vorliebe für das Mittelmäßige. Nicht so fast desshalb, weil sie demselben sich wahlverwandt fühlten, als vielmehr darum, weil das Mittelmäßige der fraulichen Sucht, zu beschützen, zu begünstigen, zu bemuttern, hilfebedürftig entgegenkommt. Wehe dem Genie, wenn es sich einmal herablässt, solche Bemutterung ebenfalls sich gefallen zu lassen. Es kommt dann leicht dazu, dumme Streiche zu machen. So ein dummer Streich ist z. B. der berühmte kinderbreiweiche und himbeersyrupsüße Monolog im Tell.

Der arme Grabbe, obzwar nicht ein Dichter ersten, sondern nur zweiten Ranges, war seinem ganzen Wesen nach so angethan, daß er es weder als Mensch noch als Autor den Frauen rechtmachen konnte. Sie haben daher auch nichts für ihn gethan, gar nichts. Darum ist er im großen Publikum so unbekannt geblieben, während Zeitgenossen von ihm, die er thurmhoch überragte, berühmt und vielgelesen wurden. Die Frauen könnten freilich fragen: Was sollten und durften wir denn für einen Poeten thun, welcher niemals zu reiner Schönheit sich erhoben, nirgends zu künstlerischer

Harmonie sich zusammengefasst hat? Aber die Wahrheit ist, daß sie nicht desshalb nichts von ihm wissen wollten — haben sie doch zur gleichen Zeit einen Klauren mit Liebkosungen überschüttet — sondern vielmehr desswegen, weil er es stolz verschmähte, sie anzusüßeln. Freilich, er hatte den Schaden davon. Bei Lebzeiten wenig gekannt und anerkannt, ist er jetzt schon eine Verschollenheit, eingesargt in die kärglich ausgestattete Gesammtausgabe seiner Werke und beigesetzt in der großen Mumienhalle der Literaturgeschichte. Aber darum braucht ihm kein Zahn mehr wehzuthun und kein Haar mehr grau zu werden. Er ist ja längst hinweg über alle die Eitelkeit der Eitelkeiten —

„Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was er finde,
Sein Thun und Denken sind nur Rauch
Im Winde.
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!"

3.

Grabbe war keine jener vornehmen, jener olympischen Naturen, wie sie in Göthe und Schiller zur typischen Erscheinung gekommen sind. Göthe, durch die Gunst der Verhältnisse von Kindheit auf den Höhen des Daseins angenähert, hat von diesen herab seiner Nation und der Menschheit die Huld- und Gnadenfülle seines Genius ganz so gespendet wie „der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet". Schiller seinerseits, von Kindheit auf mitten in den schweren Kampf um das Dasein hineingestellt, sein Lebenlang nie vom Banne der Armuth erlös't und bis zu seiner Todesstunde nie aus der Geldnoth herausgekommen, ist dennoch als der echte Olympier, der er war, über den

Erdenschmutz hingeschritten ohne sich damit auch nur die Schuhsohlen zu verunreinigen, und so hat er ebenso sehr durch seinen Wandel als durch seine Werke herrlich heldisch dargethan, daß und wie ein wahrhaft vornehmer Mensch den Alp des Lebens zu tragen wisse [1]).

Das lippe-detmolder „Genie" Dietrich Christian Grabbe war nicht auf dem Olymp geboren, sondern am 11. December von 1801 im detmolder Zuchthause, welchem sein Vater als „Zuchtmeister" vorstand. In späterer Zeit, als es mit dem Dichter schon scharf bergab ging, hat er einen schaudernden Rückblick auf die Stätte seiner Geburt und Jugend geworfen und hat zum Immermann gesagt: „Ach, was sollte aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung die ist, einen alten Mörder in freier Luft spaziren geführt zu haben." Wenn man diesen Stoßseufzer mit dem ganzen Trübsal von Grabbe's Lebenslauf zusammenhielt, so muß man unwillkürlich des göthe'schen Wortes gedenken: „Niemand glaube die ersten Eindrücke seiner Kindheit jemals verwinden zu können." Von Grabbe's Vater ist weiter nichts zu sagen, als daß er ein pflichttreuer und dabei gutmüthiger Zuchtmeister, ein solider und sparsamer Bürgersmann und friedfertiger Unterthan gewesen ist. Die Mutter war eine Frau von starkem Knochengerüst und starkem Willen. Als Mädchen eine Schönheit, hat sie ihre funkelnden Feueraugen auf den Sohn vererbt. Nicht minder auch das Feuer ihrer Gefühle, das Leidenschaftliche, Fahrige ihres Wesens und Gebarens, welches mitunter in Phantastik und Grillenhaftigkeit überschlug. Sonst eine tüchtige, Ordnung schaffende Hausfrau; bildungslos und geradeaus, aber erbarmungsvoll und hilfebereit. Daß sie ihren Sohn schon in seiner Kindheit zum Feuerwassertrinken förmlich angeleitet und verführt habe, ist nur ein boshaftdummer, von Grabbe's Witwe verübter Aufschnitt. Dagegen ist es wahr, daß Vater und Mutter den Sohn, der ihr einziges

---

1) S. die weitere Ausführung in meinem Buch „Schiller und seine Zeit", Quartausgabe S. 203 fg., 2. Aufl. S. 160 fg.

Kind war, von frühauf zu nachsichtig behandelten und so ziemlich verhätschelten. Der Junge war die Freude und der Trost ihres Daseins. Als seine Fähigkeiten sich zu entwickeln begannen, schwoll das väterliche wie das mütterliche Herz von Eitelkeit und Hoffnung. Ihr Dieterle sollte ein studirter Mann werden. Die guten Leute darbten und hamsterten ein kleines Vermögen zusammen, um dem Sohne das Studiren zu ermöglichen.

Das Studiren begann am detmolder Gymnasium und zwar unter guten Aussichten. Der Gymnasiast Grabbe fasste nicht nur rasch und leicht, sondern war auch sehr fleißig. Schon aber kündigte sich seine künftige Barockheit deutlich und mannigfach an. So in dem Bemühen, seinen Fleiß ängstlich zu verbergen, um sich den Anschein zu geben, als flöge ihm alles nur so an. Auch absonderlichste Einfälle, richtige Grabbeismen sprudelte er bereits heraus. So, wenn er eines Tages einen leidenschaftlich auf ihn hineinsprechenden Mitschüler plötzlich unterbrach mit den Worten: „Gott, oh Gott, deine Plattfüße! Auf denen wollen wir nächstens einen Ball abhalten". Oder wenn er ein andermal, als von einem dem Kolofoniumstragöden Klingemann zu setzenden Denkmal die Rede ging, dazu dieses Modell vorschlug: „Ein Erdhügel in Form eines Vulkans und darauf die Statue eines Esels, welchem das Feuer vorn und hinten herausfährt."

Der Sechszehnjährige begann zu dichten. Zunächst in der Form von deutschen Stilübungen, in welchen schon, wie in Grabbe's späterer Poesie, das Fratzenhafte hart und unvermittelt neben dem Erhabenen stand. Als einmal in der Klasse als Aufsatzthema ein Märchen gegeben war und Grabbe seine Arbeit vorlas, rief der Lehrer verwundert und bewundernd aus: „Wo haben Sie das her? Es ist ja, als läse man etwas von Calderon oder Shakspeare". Ein andermal benahm sich Grabbe einem seiner Lehrer gegenüber wirklich so zu sagen calderonisch oder shakspearisch, nämlich wie der Hauptmann Persius in der großen Zenobia oder wie der Fähnrich Pistol im vierten und fünften Heinrich.

In den oberen Klassen des detmolder Gymnasiums hatte sich damals neben den Klassikern der Saufteufel eingenistet und unser Dietrich Christian that sich im Grogvertilgen beträchtlich hervor. Eigentlich war das Kneipen den Gymnasiasten freilich verboten, aber uneigentlich ließ man es geschehen. Eines Tages befand sich Grabbe mit mehreren seiner hoffnungsvollen Kameraden in einer Konditorei, demnach auf verbotenem Grund und Boden, als einer der Herren Gymnasialprofessoren hereintrat. Zunächst allgemeine Verdatterung der unliebsam überraschten jugendlichen Liebhaber von Likören. Dann springt unser Dietrich Christian aus schuljungenhafter Verlegenheit mit Todesverachtung in groteske Renommisterei hinüber, indem er 6 Liköre auf einmal fordert und dieselben — hast nicht gesehen? — alle nacheinander vor den Augen des stupificirten Lehrers hinunterstürzt.

Das Hinunterstürzen von Spirituosen ist von da an leider eine grabbe'sche Gewohnheit geworden und bis zum Ende geblieben wie vor Zeiten beim Johann Christian Günther und wie in unseren Tagen beim gleichgenialen Amerikaner Edgar Poe, dem Dichter des „Raven“ und des „Maëlstrom“. Dem armen Günther konnte man das noch nothdürftig verzeihen, weil zu seinen Lebzeiten allgemein geglaubt wurde, es wäre das Hauptkennzeichen eines „Genie's“, daß es Abends betrunken in der Gosse läge. Aber andere Zeiten, andere Musen. Nachdem die deutsche Literatur durch Klopstock reinlich und keusch, durch Wieland weltmännisch fein und durch Lessing vornehm im Hochsinne des Wortes gemacht worden, war es nicht mehr erlaubt, Gosse auf Genie zu reimen und zu wähnen, die Rumflasche und der Ruhmpokal seien ein und dasselbe Ding oder der richtige kastalische Quell sprudle aus dem Spundloch des Arrakfasses . . .

Ein wunderlicher Mischmasch von einem angehenden Poeten war unser Dietrich Christian, als er mit der Absicht, die Rechtswissenschaft zu studiren, zu Ostern von 1820 nach Leipzig abreis'te, wohin er den Embryo seines Trauer-

spielungeheuers „Herzog von Gothland“ mitnahm. Linkisch und hochfahrend, schüchtern und aufbrausend, verschlossen und überschäumend, weich und starrsinnig, phlegmatisch und quecksilbern: so stand er ein Sonderling schon in den Jünglingsschuhen; ein Pessimist, ohne zu wissen, warum; fertig mit dem Leben, bevor es begonnen hatte, und doch auch wieder so ganz unfertig, so unreif wie eine Pflaume im Juni, innerlich zerfahren, äußerlich nachlässig und sogar unsauber. Sein Wesen war Maßlosigkeit. Es hatte da doch von frühauf ein ordnende, im Nothfall auch zwingende Hand gefehlt, welche dem armen Jungen begreiflich gemacht hätte, daß Regel und Maß viel mehr seien als Worte, auf welche ein „Genie“ nicht zu achten brauche.

Eine solche Hand hatte sich freundlich gegen den jungen Grabbe ausgestreckt. Da war der detmolder Archivrath Klostermeier, welcher die Frage: „Wo schlug Hermann den Varus?“ mittels eines patriotisch-alterthümelnden Buches zu lösen suchte. Ein sehr unterrichteter Mann, angesehen, wohlwollend, dienstbereit. Auf unsern Dietrich Christian aufmerksam geworden, hatte er sich bemüht, den jungen Bären ein bißchen zu civilisiren, so daß selbiger sich in anständiger Gesellschaft sehen lassen dürfte. Aber der junge Bär hatte diese Gönnerhand brummend zurückgewiesen und hatte sich durchaus nicht bewegen lassen, das archivräthliche Haus zu betreten. Sollte ihn von dieser Schwelle eine dunkle Ahnung zurückgeschreckt haben, daß ihn dort sein Schicksal erwartete? Gewiß nicht. Aber der Junge hatte leicht bemerken können, daß seine Ungeschlachtheit und Bizarrerie die guten Detmolder und Detmolderinnen in der Meinung, er wäre ein Genie, nur bestärkten. Hierdurch fühlte seine Eitelkeit sich so angenehm gekitzelt, daß er sich wohl hütete, an seinem Bärenfell herumlecken zu lassen. Einem „Genie“ stand es ja gar nicht an, sich wie andere „ordinäre“ junge Leute zu halten und zu gebaren. Es musste seine eigenen Wege gehen.

4.

Es ging denn seine eigenen Wege, welche aber durch wirre Waldwildnisse und über schwindelnde Höhen hinweg zuletzt doch nur zu einem und in einen wüsten Sumpf geführt haben.

Mit der Juristerei befasste sich Grabbe im ersten Semester seines Aufenthalts in Leipzig ziemlich ernst. Dann aber nahm er es mit seinem Brotstudium nur noch sehr obenhin. Und so nahm er es bald mit den Studien überhaupt. Einzig und allein die Geschichte vermochte ihm eine tiefere und dauerndere Theilnahme abzugewinnen. Sein Wandel war zügellos. Er stand übrigens ganz außerhalb der studentischen Kreise. Die Burschen-Romantik kam ihm läppisch vor und von den Kindereien und Brutalitäten des „Komment" wollte er nichts wissen. Er tobte und tollte auf eigene Hand. Er renommirte, so zu sagen, nur für und vor sich selbst, wenn er wie verrückt auf Geldbeutel, Gesundheit und guten Ruf losstürmte. Darüber verekelte er sich folgerichtig mehr und mehr an allem wissenschaftlichen Denken und Arbeiten und verfiel auf die abgeschmackte Schrulle, zum Schauspieler geboren zu sein, was ihm der Professor Wendt vorderhand mit Mühe ausredete. Diesem theilte Grabbe auch seinen ruck- und stoßweise dem Abschlusse entgegengeführten Herzog Gothland mit und dem pappelhölzernen Kathedersling und Hofrath wären ob diesem tragischen Ungethüm alle Haare zu Berge gestanden, so er noch welche gehabt und nicht eine Atzel getragen hätte.

Zu Ostern von 1822 ging Grabbe weiterstudirenshalber von Leipzig nach Berlin, allwo im Juni sein dichterischer Erstling den letzten Federhieb erhielt. Es ist ein kolossales Ding, dieser Herzog von Gothland, aber eben doch nur eine kolossale Fratze. Alle ersinnlichen Grassheiten sind hier mittels des Hohlspiegels einer kranken Phantasie ins Ungeheuerliche aufgeregt. Schillers Räuber erscheinen im Vergleich mit dieser Gräuelfastnacht als ein harmloses

Idyll. Im Gothland latscht und platscht der Weltschmerz wie ein Besoffener in der Kothlache des Kynismus herum. Wahr ist es, dann und wann zuckt über diese Kothlache ein blendend prachtvoller Metaphernblitz hin und erschallt ein vernichtungsfroher Donnerschlag mit solcher Gewalt, als müsste er, „diese Klippe im Ocean der Welten“, wie Grabbe unsere Erde nennt, zerbersten machen. So ein schütterndes Gewitter, bis zur höchsten Pracht und Wuth gesteigert, ist der Monolog Gothlands im 3. Akt. Hier hat Grabbe in *seiner* Art geleistet, was Schiller in der seinigen leistete, als er den Traum des Franz Moor vom Weltgerichte dichtete. Beide Dichter haben später diese Region der Erhabenheit nie wieder erreicht. Im übrigen ist der Gothland nichts weniger als ein Drama, als eine Tragödie. Die Fabel ist aberwitzig, die Motivirung kindisch, die Handlung ein Opiumrauschtraum, der Held nur ein tragischer Kasperle, welcher alles kurz und klein haut; man weiß nicht, warum und wozu. Es war Grabbe's fataler Missgriff von Anfang an, daß er, die Bedingungen und Bestimmungen der dramatischen Kunst missachtend und verachtend, auf die Aufführbarkeit seiner Dichtungen kein Gewicht legte und keine Rücksicht nahm. Nicht als ob sich die eine oder andere derselben, falls sie von einem einsichtigen Regisseur geschickt zur Hand genommen würde, nicht wirkungsvoll zur Darstellung bringen ließe; aber das Schlimme war, daß der Dichter, indem er sich in der Anlage seiner Stücke einer über alle realen Verhältnisse des Theaters hinausstürmenden Maßlosigkeit überließ, überhaupt nie lernte, sich zu beschränken, zu zügeln, mit seinen poetischen Mitteln hauszuhalten und den meist in wilder Trübheit hervorstürzenden Strom seiner Einbildungskraft künstlerisch zu dämmen und zu klären. So kam es, daß Grabbe's Dramen eigentlich nichts sind als lauter dialogisirte Monologe und zwar lauter grabbe'sche Monologe. Denn das hat er mit Byron gemein, daß alle seine Helden sich nur als Masken darstellen, hinter welchen die Züge des Dichters unverkennbar deutlich hervorgucken . . .

Aus Berlin schrieb Grabbe nach Vollendung des Gothland: „Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Ueberraschung werden.“ Und wieder: „Mein Werk schafft mir allmälig immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer. Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir rathen, ich müsste es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände.“ Man sieht, unser Dietrich Christian hatte sich das göthe'sche: „Nur die Lumpe sind bescheiden“ — gesagt sein lassen. Er schickte auch eine Abschrift des Gothland nach Dresden an Tieck, um sich dessen Urtheil zu erbitten. Tieck, bekanntlich sein Lebelang ein Sybarit und Selbstsüchtling, welcher sich nie die Mühe gab, junge Streblinge zu fördern, wurde doch durch das absonderliche Ding von dramatischem Ungeheuer zu einiger Theilnahme bewogen und spitzte sein Urtheil darüber zu dem Satze zu: „Ihr Stück hat mich angezogen und ergriffen, abgestoßen und erschreckt.“ Das begreift sich. Aber, die Wahrheit zu sagen, ist in den rohzugehauenen Granit- und Lavablöcken der dramatischen Gestalten Grabbe's doch immer noch unendlich mehr Poesie als in den Traganthpuppen, welche in Tiecks Genovefa und Kaiser Oktavianus herumdämmern. Das literarisch-polemische Lustspiel freilich, welches Grabbe während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Berlin schrieb und später unter dem Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ veröffentlichte, ist nicht weniger anspruchsvoll als die literarischen Komödien Tiecks und ebenso unbedeutend wie diese. Tieck und Grabbe haben das mit einander gemein, daß sie wähnen, ein paar schnurrige Einfälle reichten hin, ein Lustspiel daraus zu machen. Diese Einfälle werden dann platt und breit getreten, bis der letzte Tropfen von Witzsaft glücklich herausgepresst ist. Die also entsaftete Polemik wird zuletzt unbeschreiblich fad und flau und ist auch, wie die literarischen Jämmerlinge und Jämmerlichkeiten, gegen welche sie gerichtet war, längst gründlich verschollen. Tieck hatte übrigens in diesen Verschollenheiten

vor Grabbe den Vorzug, ein wirklicher Ironiker zu sein, und als solchem ist ihm wenigstens da und dort eine Humoreske gelungen, welche, wie z. B. Hofrath Semmelziege's Erzählung von seinen ehemännischen Missgeschicken im „Däumchen“, Feinschmeckern von Lesern stets angenehm auf der Zunge prickeln wird. Grabbe's Humor dagegen wirft mit Felsstücken oder auch mit leeren Weinflaschen um sich und ist mehr lärmend als lustig. Seine Ironie hat Bärentatzen und seine Scherze machen weniger lachen als frieren.

Wie wenig das Leichte, Lyrische, Luftige dem Genius Grabbe's zu Gesichte stand, zeigt so recht das ebenfalls in Berlin entworfene dramatische Märchen „Aschenbrödel“. Diese grabbe'schen Feen und Gnomen haben nicht eine Spur von Arielhaftem oder Puckischem. Es sind plumpe Dinger, welche frostige Witze machen und falsch singen. Ueberall in dem langweiligen Stücke, wo sich der Dichter als Lyriker aufthun will, manifestirt er sich als entschiedener Nichtlyriker [1]). Ein Lied ist ihm in seinem ganzen Leben nur

---

1) Als Beleg greif' ich aufs Gerathewohl folgende Strophen aus einem der Wechselgesänge heraus: —

Erste Fee. Fühlst du den Widerhall?
Was singt die Nachtigall?

Zweite Fee. Verstehst du's nicht?
Ihr Schlag ist klar ja wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Glutgefunkel,
Entzündet mir die Brust.
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preis't der Liebe Schmerz und Lust.“

Erste. Was will der Duft der Rose?

Zweite. Er ist der Rose Stimme
Und voll Gekose
Ruft sie dem Sonnengotte zu:
„Ich schlief im grünen Kleide,
Verloren ist die Ruh',
Denn mich erweckest du!
Oh, Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend
Schwillt mir der Busen schamerröthend.“

einmal gelungen: der Schlachtgesang der schottischen Hochländer im 5. Akt des „Napoleon", in welcher Dichtung sich ja auch die besten Auslassungen des grabbe'schen Humors finden. Dieser vermochte wohl dann und wann einen Witz hinzuschleudern, an welchem Gullivers Riesen ihre Seelenfreude gehabt hätten, aber er war zu brüchig, zu ungeschlacht, zu grotesk, um Schönes im Zusammenhange, um ein humoristisches Kunstwerk zu schaffen. Der erträglichste humoristische Versuch Grabbe's ist noch der tolle Operntext „Der Cid", natürlich nicht ernst gemeint, sondern eine gigantesk-spaßhafte Verhöhnung der Operntextbücher [1]).

Einen dichterischen Wurf hat unser Dietrich Christian in Berlin gethan, der, so er an's Ziel gelangte, zweifelsohne überhaupt sein bedeutendster gewesen wäre: den tragischen Wurf „Marius und Sulla". Leider klafft in Grabbe's Dichtungen, auch bei den zu Ende geführten, zwischen Absicht und Ausführung, Wollen und Vollbringen meist ein tiefer Spalt. Die Entwürfe zu seinen Werken verhielten sich zu diesen selbst wie des Dichters majestätische Stirne zu seinem verkümmerten Kinn oder zu seinem unschönen Mund sich verhielt: — „disjecta membra poetae". In Wahrheit, man spürt in den grabbe'schen Dramen, wenig-

---

Gnom. Ich merke hier Spektakel —
Mirakel, oh Mirakel!
Die sind nicht häßlich,
Doch ich bin auch nicht gräßlich.
Ich werde hier poussiren
Und werde reussiren.
Die da! welch' eine Pfot' und welche Waden!
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut sich keinen Schaden,
Oh, wär' auch ich so leicht und so geschwind!

1) Gottschall hätte den „Cid" in die Sammlung der grabbe'schen Werke aufnehmen sollen. Er irrte, wenn er annahm (Einleitung, S. 34) die Handschrift sei verloren gegangen. A. Mueller hatte dieselbe im 1. Bande seines Sammelbuches „Moderne Reliquien" (1845) abdrucken lassen. Die Blumenthal'sche Ausgabe bringt den „Cid" im 4. Bande.

stens in den bedeutenderen, überall den Poeten, einen Poeten sogar, der die großartigsten Anläufe zur Lösung höchster Probleme der tragischen Dichtung nicht nur unternimmt, sondern auch durchführen zu können scheint; aber überall vermisst man den ordnenden, ruhig abwägenden, die ungestümen Sonnenrosse der Phantasie maßvoll zügelnden Künstlerverstand. Grabbe's Muse war eine stolzgebaute Riesin, aber den Gürtel der Schönheit hat sie nie getragen.

Wäre die Tragödie „Marius und Sulla“ so ausgeführt und vollendet worden, wie sie angelegt ist, sie würde in der deutschen Literatur dastehen als ihr echtestes historisches Trauerspiel. Aus den fertiggedichteten Scenen athmet ein kräftiger Hauch shakspeare'schen Geistes. Vollendet, müsste diese Dichtung den Römerdramen des großen Briten völlig ebenbürtig zur Seite getreten sein. Ja, es hätte dieselben, der vorliegenden Skizzirung des Ganzen nach zu schließen, an Einheit des Grundgedankens wie an Geschlossenheit der Architektur sogar hinter sich gelassen. So, wie es ist, schließt das Fragment mit einer jener prächtigen Hyperbeln, über welche Grabbe immer zu verfügen hatte. Sulla zieht nach der Niedertretung aller Feinde triumphirend in Rom ein und

„Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter seinem Fuß;
Lautjauchzend wie den Wetterstral der Donner
Begrüßt das Volk sein Lächeln . . .“

Seltsam, gerade zur Zeit, wo Grabbe, am Marius und Sulla schaffend, nicht erfolglos strebte, mit dem Schöpfer des Koriolan und Julius Cäsar wetteifernd zu ringen, schrieb er seine Abhandlung „Ueber die Shakspeareomanie“, ein geistvolles Kuriosum, welches aber vor allem beweis't, daß er den englischen Dichter denn doch viel besser studirt hatte als hunderte von zunftmäßigen Kritikern, von denen dem ersten der zweite, diesem der dritte u. s. w. bis zum hundertsten und tausendsten einer dem andern gedankenlos faul nachschwatzt. Neuerdings hat sich bekanntlich Rümelin das Verdienst erworben, mittels seiner „Shakspearestudien

eines Realisten" den übermäßigen, häufig geradezu ins Narrenhafte überschlagenden Shakspearekult auf das richtige Maß zurückzuführen und der namentlich durch Gervinus dogmatisirten Shakspeareabgötterei gehörig den Text zu lesen. Nun wohl, lange vor dem Realisten hat Grabbe in seiner Abhandlung gegen diese zuerst von unsern impotenten Romantikern aus Neid auf Schiller angegebene Abgötterei gar manchen wohlbegründeten Einwurf vorgebracht und gezeigt, daß eben auch an der Sonne Shakspeare nicht alles Gold sei, sondern viel Messing mit unterlaufe. Im übrigen wurde selbstverständlich der wahren und wirklichen Größe Shakspeare's die gebührende Huldigung dargebracht und diese oder jene Seite solcher Größe durch Grabbe in die richtige Beleuchtung gerückt.

Sieht man den Lebenswandel an, welchen der Dichter in Berlin führte, so muß man sich verwundern, daß er Zeit und Stimmung zu den erwähnten Entwürfen und Arbeiten — wozu noch der Plan zu dem kleinen tragischen Spiel „Nannette und Marie" kam — zu finden vermochte. Denn dieser Lebenswandel war zügellos und aufreibend im höchsten Grade, wechselnd nur zwischen der Aufregung der Orgie und der Erschlaffung des Katzenjammers, ein wüstes Stück „Genialität".

Der irrlichtelirende Dietrich Christian war Mitglied einer Bande von Poetastern, Kritikastern, Philosophastern und sonstigen Phantastern geworden, welche sich alle mögliche Mühe gab, ein schwächliches Nachspiel zum „Sturm und Drang" der Götz- und Wertherzeit in Scene zu setzen. Borch, Köchy, Gustorff, Robert (der Bruder Rahels), Uechtritz und Heine gehörten dieser Bande an, welche sich in Berlin aufthat, kurz nachdem der Kater-Murr- und Meister-Floh-Hoffmann an der Rückenmarksdarre gestorben war, die er sich mittels der in Gemeinschaft mit Ludwig Devrient ausgestochenen „Elixiren des Teufels" und mittels sonstigen Alkohols angetrunken hatte. Von diesen epigonischen Kraftgenies sind zwei, Robert und Uechtritz bekannt, und zwei, Grabbe und Heine, berühmt geworden. Köchy, der Verständigste in der Sippschaft, scheint in dieser ungefähr die

Rolle gespielt zu haben, welche in der weiland rhein- und mainländischen Dichtergenossenschaft Heinrich Merck innehatte. Im übrigen hat sich zwischen diesen nachgedruckten „Titanen" kein dauerndes und festes Verhältniß gebildet. Wir sehen da nur eine flüchtig-gemeinsame Bummelei und keine Spur von jenen edlen, fördernden und fruchtbaren Freundschaften, wie das 18. Jahrhundert sie gestiftet hatte.

Derweil war Grabbe mit den Geldmitteln, seinen kraftgenialen Lebenswandel fortzusetzen, zu Ende. Nachdem er verschiedene halbe und ganze Verzweifelungssprünge gemacht — der skurrilste war der bekannte, angeblich aus Mangel an einer Feder mit einem „Span" geschriebene Bettelbrief an den damaligen Kronprinzen von Preußen — musste von Berlin geschieden sein. Die Schauspielerberufsratte rumorte wieder unter der Schädeldecke des Zerfahrenen und trieb ihn nach Dresden, wo ihn Tieck mit dem Theaterintendanten Könneritz in Beziehung setzte. Tieck scheint für eine Weile an dem absonderlichen Menschenkinde aus dem teutoburger Walde ein ironisches Behagen gefunden zu haben, das freilich nicht lange vorhalten konnte. Natürlich offenbarte sich die erwähnte Ratte beim leisesten Versuch einer Probe sofort als das, was sie war. Die Hoffnung, als Regisseur beim Theater angestellt zu werden, musste ebenfalls fehlschlagen und nach drei Monaten erkannte Grabbe, daß er seinen Wanderstab weitersetzen müsste. Er ging noch so zu sagen im Zickzack um das „verwünschte" Detmold herum, musste aber schließlich doch hinein. Unterwegs in Leipzig, von wo er nach Braunschweig und Hannover dämmerte, hatte er noch einen superlativischen Grabbeismus verübt. Er saß in Gohlis beim Bier und Eierkuchen, als ein leipziger Herr, welcher ihn von früherher kannte und sich ihm sehr theilnehmend bezeigt hatte, hereintrat, sich zu ihm setzte und ein freundschaftlich Gespräch begann, welches aber der Dichter unterbrach, den Herrn Rath von der Seite anschnaubend: „Gott, oh Gott! Lassen Sie mich doch zufrieden! Der schöne Eierkuchen wird mir ganz kalt durch Ihr ewiges Sprechen. Ich habe jetzt keine Zeit zum Zuhören."

5.

In abgerissenen Kleidern und mit abgerissenerem Gemüthe kehrte Grabbe in seine Vaterstadt zurück. Wie der Heimgekehrte gestimmt war, merkt man, wenn er alten Bekannten auf ihre freundlichen Begrüßungen mit gelangweiltem Gesichte die stehende Antwort gab: „Ei sieh', ich meinte, du wärest schon längst gestorben.“ Im Sommer von 1824 bestand er das juristische Examen, welches im Reiche Lippe eben kein Examen rigorosum gewesen sein mag, und begann als Advokat zu prakticiren, daß Gott erbarm'! Sonst hielt er sich möglichst abseits der Leute, sogar im Wirthshaus. Mitunter grabbeisirte er freilich daselbst explosivisch genug. Machte sich z. B. eines Tages ein detmolder Magister des Langen und Breiten mit einer Schoppenstecherrede über Shakspeare mausig, als unser Dietrich Christian aus der Ecke, in welcher er gesessen, plötzlich lapidarisch hervorfuhr: „Sie und Shakspeare? Sie verstehen ja gar nichts vom Shakspeare!“ Später, nachdem er berühmt geworden, hat er einmal einen durchreisenden berliner Studenten, dessen Bewunderungsphrasen ihn langweilen mochten, in die Wange gebissen mit den Worten: „Da haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung.“

Dem Dichten nicht nur, sondern auch der Theilnahme für literarische Dinge überhaupt schien er während der ersten Zeit nach seiner Heimkehr ganz entsagt zu haben. Langten Briefe von seinen berliner Kumpanen an, so warf er sie uneröffnet beiseite. Man hätte glauben können, der Dämon in Grabbe habe schon gänzlich ausvulkanisirt und nur eine todte Schlacke zurückgelassen. Dem war aber nicht so. Zwar hat er, nachdem es ihm misslungen, eine Gehilfenstelle beim Archiv zu erhalten — sein alter Gönner Klostermeier hatte ihn dazu vorgeschlagen — in völliger Hoffnungslosigkeit wiederholt in sein Tagebuch geschrieben: „Wär' ich todt, es wär' mir lieb; lebt' ich nie, es wär' mir lieber.“

Aus dieser trägen Verlorenheit riß ihn ein buchhändlerischer Einfall heraus. Einer seiner leipziger Bekannten, Kettembeil, hatte eine Buchhandlung in Frankfurt erworben und machte dem Dichter das Anerbieten, seine fertigen Manuskripte, insbesondere das des Gothland, zu drucken. Grabbe ging auf diese erste günstige Wendung seines Geschickes mit einem Eifer ein, welcher zeigte, daß sein Pessimismus zu dieser Zeit denn doch mehr nur ein anempfundener als ein eingelebter war, und zudem: „Dichter lieben nicht zu schweigen; wollen sich der Menge zeigen“. Im Jahre 1827 erschienen dann die „Dramatischen Dichtungen von Grabbe“, 2 Bände, welche den Gothland, den Torso Marius und Sulla, ferner Nannette und Marie, die Komödie Scherz, Satire und Ironie, sowie den Aufsatz über den Shakspearewahnsinn enthielten. Des Dichters Ruf war damit gemacht. Dumme Kritikjungen schrieen sogar aus voller Kehle, in dem Schöpfer des Gothland sei der deutschen Literatur ein „Meteor“ von byron'scher Größe aufgegangen.

Unter sothanen Umständen wurden die guten Detmolder förmlich stolz auf „unser Genie“ und der Ruf desselben drang sogar bis zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbstherrscher von Lippe thronte. Serenissimus geruhte zu geruhen, daß auch der Staat den literarischen Verdiensten „unseres Genie's“ seine Anerkennung zollen müsste, und wie in der Flachsenfingerei selbst das Gute und Löbliche fast immer mit Nothwendigkeit in der Ausführung zu einer Karikatur wurde und wird, so geschah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen, für einen Dietrich Christian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde i. J. 1827 zum Auditeur des lippe'schen Heeres, will sagen Bataillons ernannt und er hat sich dann auch als ein nie dagewesenes und schwerlich jemals wiederkommendes Unikum von Auditeur dargestellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachsicht eine erklecklich lange Zeit amten, wie sein Humor es ihm eingab, und dieser gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie sie in deutschen Amt-

stuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden [1]).

Abgesehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten. Sie können es nicht, weil das höchste wirkliche Glück, das dem Menschen beschieden, jener höchste Grad von Resignation ist, welcher schon an die Todesruhe gränzt und alle die Gemeinheit der Welt höchstens noch eines traurigen Lächelns gränzenloser Verachtung würdigt. Diese Resignation ist es auch allein, welche jenen durch nichts zu erschütternden Muth verleiht, ohne Furcht wie ohne Hoffnung den Stein des Sisyphus zu wälzen, d. h. das Gute zu wollen und das Rechte zu thun.

In dem absonderlichsten aller Auditeurs begann auch die Dichterader wieder zu pulsiren und zu quillen. Im Sommer von 1828 wurde die Tragödie „Don Juan und Faust“ geschaffen, ein kühner und der Hauptsache nach auch gelungener Versuch, das Klagewort von Göthe's Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ originell zu glossiren. Grabbe verkörperte diese zwei Seelen in den Gestalten seines Don Juan und seines Faust. Jener ist der resolute südliche Genußmensch, dieser der dem warum des warum nachgrübelnde nordische Träumer und so vertreten die beiden die zwei Seiten des Weltschmerzes: den rastlos vorwärts stürmenden Trieb nach Glück und Genuß und die dicht hinterher hinkende Erkenntniß, daß Glück und Genuß auch nur eine Seifenblase. Als den genialsten Zug in dieser Dichtung hat man mit Recht d e n hervorgehoben, daß Donna Anna sich unverkennbar weit mehr zu dem lüderlichen Realisten Don Juan als zu dem erhabenen Idealisten Faust hingezogen fühlt, wie man ja übrigens auch beim Mozart aus den Verwünschungen der Donna gegen

---

1) Man lese z. B. bei Ziegler (a. a. O. S. 85 fg.) die tolle Scene, wie Grabbe in Unterhosen und darüber gezogenen schwarzseidenen Strümpfen, im rothkattunenen Nachtkamisol und darüber gehängtem schwarzem Frack zwei Officieren den Diensteid abnahm.

den Wüstling das „Küsse mich noch einmal!“ deutlich genug heraushört. Es sind Schönheiten in Grabbe's Dichtung, welche dieselbe zwar nicht entfernt dem göthe'schen Faust, aber doch dem byron'schen Manfred zur Seite stellen. Als Drama theilt es jedoch die schon berührten Grundgebrechen der grabbe'schen Dramatik. Es ist sogar noch mehr centrifugal als andere Stücke des Dichters oder vielmehr es hat gar kein Centrum; denn daß schließlich Don Juan und Faust von einem und demselben Teufel geholt werden, kann doch wohl nicht für ein Centralmotiv gelten. Auch geht den Figuren das rechte Leben ab. Ihre Erscheinungsweise und ihre Sprechart decken sich nicht. Alle Charaktere des Stückes sind, scharf angesehen, nur Marionetten. Man sieht allenthalben den drähtelenkenden und hört überall den soufflirenden Dichter. Ja, wahrhaftig, beim Anblicke dieses Don Juan, dieses Faust, dieses als schwarzer Ritter verkleideten Teufels muß man willkührlich an jene alten trockenen Holzschnittebilder denken, welchen Papierstreifen mit großbrockigen Sentenzen aus dem Munde hängen. Derselbe Tadel trifft übrigens auch Byrons Manfred und Kain. Selbst unter den Dichtern höchsten Ranges haben nur wenige es vermocht, derartige Stoffe künstlerisch zu bewältigen und die Träger metaphysischer Probleme zu plastischen, fest und voll zur sinnlichen Erscheinung kommenden Gestalten herauszuarbeiten. Streng genommen, vollbrachten das nur Aeschylos im Prometheus, Dante im Inferno, Shakspeare im Hamlet, Cervantes im Don Quijote, Göthe im Faust und Mickiewicz im Todtenfest („Dziady“). Die vollendetsten aller dieser Schöpfungen sind zweifelsohne der spanische Hidalgo und der deutsche Mephisto.

Im Winter von 1828—29 begann Grabbe die ausführende Arbeit an seinem beabsichtigten Tragödiencyklus „Die Hohenstaufen“, mit welchem Stoffe sich gleichzeitig auch andere deutsche Dichter, insgesammt dazu angeregt durch Raumers Geschichtewerk, beschäftigt haben. So der arme Waiblinger, ein der grabbe'schen Art vielfach verwandter Epigone der Kraftgenialitätszeit, welcher damals in Rom

einem vorzeitigen Grab auf dem Friedhof bei der Pyramide des Cestius zustürmte, den er vorahnend in dem schönsten seiner Lieder gefeiert hatte. Grabbe hat freilich nur zwei Stauferdramen fertiggebracht: „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich der Sechste"; aber die sind denn doch edles Korn, vollends verglichen mit der vielen Spreu in Raupachs Hohenstaufen. Unser Dietrich Christian verhält sich zum Raupach wie Gutenberg zu einem Schnellpressetreiber, Watt zu einem Lokomotivführer und Arkwright zu einem Baumwollefabrikanten oder auch wie Rheinwein zu Dünnbier, wie Mokka zur Cichorie, wie die echte Havanna zur nachgemachten Grandson. Scenen wie die zwischen Heinrich dem Löwen und Mathildis im Barbarossa (A. 5, Sc. 2) und die zwischen Kaiser Heinrich und dem sterbenden Welfenherzog in Heinrich dem Sechsten (A. 3, Sc. 2) konnte nur ein Dichter von echt dämonischer Sehergabe denken und darstellen. Hier entspricht der Größe des Wurfes die Großartigkeit der Ausführung durchaus und vollkommen. Nirgends auch ist Grabbe so sehr Dramatiker wie in diesen beiden Stücken. Dieselben gehören unzertrennlich zusammen, sind eigentlich nur eins: im Barbarossa knotet sich die tragische Schuld, im Kaiser Heinrich vollzieht sich die Sühne. Der Schöpfer dieser beiden Dichtungen, in welchen sich ein edler Vaterlandsstolz hoch aufrichtet, sollte in Deutschland nie vergessen werden [1]).

---

1) Ein echtgermanischer Zug, die gemüthliche Fürsorge für die Thiere, wie die romanischen Nationen sie gar nicht kennen, springt uns aus nachstehendem Gespräche zwischen den beiden sächsischen Landsknechten Landolf und Wilhelm (im Barbarossa) entgegen. „W. Die Freude lacht dir ja aus dem Gesicht. — L. Ich habe endlich ein bißchen Hafer für die Lise aufgetrieben und sie knuspert darin, daß sich das Herz umkehrt vor Vergnügen. — W. Ja, es geht nichts über das Knuspern von so einem Pferde. Ohne das kann ich nicht schlafen. Wie geht's deinem eigenen Magen? Ich hungere verflucht. — L. Mein Magen ist leer wie die Welt vor ihrer Erschaffung. Aber die Lise thut sich doch einmal gütlich!" — — Von echt dichterischem Instinkte zeugte es, daß Grabbe einmal den stahlharten, von aller Sentimentalität himmelweit entfernten Kaiser Heinrich unversehens in das Wort ausbrechen läßt: „Nichts doch edler als ein deutsches

Einer der eigenartigsten Vorzüge Grabbe's ist sein Vermögen, Massen dichterisch wirksam in Bewegung zu setzen. Von deutschen Dichtern kommt ihm hierin nur einer gleich, Schiller, welcher diese Kunst nach kleinerem Maßstab in der Bankettscene im Wallenstein, nach größtem in der Landsgemeindescene auf dem Rütli im Tell bewunderungswürdig bewährte. So that auch Grabbe. Schon in den Stauferdramen, noch mehr aber in seiner zunächst vorgenommenen und vollendeten Dichtung. Seine Kraft der Hervorbringung war zu jener Zeit so recht im Fluß und Guß und Schuß und unmittelbar nach Vollendung Heinrichs des Sechsten hob er im Januar von 1830 „Napoleon oder die hundert Tage“ zu dichten an. Aber dies Werk markirte keinen künstlerischen Vorschritt, im Vergleich mit dem zweiten Stauferdrama sogar einen entschiedenen Rückschritt. Es zerfährt und zerfasert sich zu einer dialogisirten historischen Novelle. Wie man dieses „Drama in 5 Aufzügen“ aufführen sollte, ist rein undenkbar. Die Form ist demnach grundverfehlt und ganz unhaltbar. Nimmt man aber von dem Anspruch der „Hundert Tage“, ein Drama vorstellen zu wollen, Abstand, so haben wir eine Reihenfolge von Genrebildern aus dem Volks- und Hofleben, von Intrikenspielen und Lager- und Schlachtscenen vor uns, welche zu

---

Herz!“ Im Don Juan und Faust ist eine der schönsten Stellen die, wo der letztere vom deutschen Heimweh angefasst wird —

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen;
Verrätherei, die Fremde vorzuziehen!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre.
Oh, Deutschland! Vaterland! die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke.
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen, kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad'
So stolz und kühn wie Deutschlands Ströme!“

den besten Schildereien gehören, die überhaupt existiren. Es sind Kabinettstücke vom höchsten Werthe darunter, z. B. die 4. Scene des 3. Aufzugs, wo die Erbärmlichkeit des bourbonischen Schranzenthums und die der napoleonischen Landsknechtschaft gleich meisterlich zu ergötzlicher Anschauung gebracht ist. Das ganze Stück, so wie es steht und liegt, muß anerkannt werden als die weitaus bedeutendste dichterische Transfiguration des Napoleonismus. Damit verglichen, ist alles, was französische, italische und englische Poeten zur Kennzeichnung des großen Despoten und des napoleonischen Frankreichs aufgebracht haben, nichts als Zuckerbäckerwaare; selbst Manzoni's und Byrons berühmte Napoleonoden nicht ausgenommen. Von Lamartine's, Quinets und Hugo's geschwollener Floskelei wollen wir gar nicht reden. Der letztgenannte, in Folge kläglicher Unwissenheit sein zweifelloses Genie meist missbrauchend, um poetische Missgeburten zu zeugen, hat viele hundert Ellen vom besten französischen Bombast verschwendet, um nacheinander das Bourbonenthum, den Napoleonismus, den Louis-Philippismus und den Republikanismus glorificirend darein zu wickeln. Wenn man die ungeheuerliche Phraseologie seiner in den 30ger Jahren verfertigten Napoleonkulthymnen näher ansieht, so grinst einem aus denselben schon der Hugo von 1870 entgegen, — der Hugo, welcher proklamirte: „Ich habe meinen Namen vergessen, ich heiße jetzt Vaterland; ich bin ganz Bajonnett, ganz Kanone, ganz Mauer!“ — der Hugo, welcher es, wie ich anderwärts bemerkte, vollmäßig verdient hat, daß man mit Travestirung des bekannten shakspeare'schen Verses von

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend“ —

von seinen angeblich patriotischen, in Wahrheit aber thorenbübischen Ausfällen gegen Deutschland sage:

Des Narren Mund, in wüstem Wahnwitz geifernd . . . .

Grabbe hat in der Manier seines „Napoleon“ später noch zwei dialogisirte Historien geschrieben, den „Hannibal“ und die „Hermannsschlacht“. Von beiden Dichtungen lässt

sich dasselbe sagen, was von jener gesagt worden ist. Große historische Blicke, gewaltige poetische Würfe, markig-wuchtige psychologische Züge überall; aber kein Verstehen, kein Verstehenwollen der dramatisch-künstlerischen Nothwendigkeiten. Hervorzuheben sind die zwei weiblichen Figuren Alitta im Hannibal und Thusnelda im Hermann: von sämmtlichen grabbe'schen Frauengestalten sind diese beiden am besten „herausgekommen". Freilich verlieh des Dichters mehr und mehr zunehmende Sucht, allfort lapidarisch zu charakterisiren und seine Personen so zu sagen nur noch Granit sprechen zu lassen, auch diesen beiden Gestalten etwas Steinernes. Beide sind zudem Mannweiber, welche an die mannweiblichen Heldinnen Ariosto's unliebsam erinnern. Nie war der arme Dietrich Christian im Stande, eine Frauengestalt zu schaffen, in welcher sich anmuthig-bescheidene Zartheit mit dem kräftigen Aufschwung idealer Gesinnung verbunden hätte, eine Frauengestalt, wie sie Wordsworth sich eine gedacht hat, als er die schöne Strophe schrieb:

„A violet by a mossy stone,
Half hidden from the eye;
Fair as a star, when only one
Is shinning in the sky."

Der Verlockung zum Fratzenhaften gab Grabbe jetzt mehr und mehr nach, wie unter anderem die Schilderung des Mittagessens in Hermanns Hof oder die Beschreibung, wie die karthagischen Oligarchen ihre Häuser zu Mäusefallen für ihre Gegner einrichten, beweisen können. Auch im Kynischen ließ der Dichter immer zwangloser seinen Dämon aus. Die Scene in der Hermannsschlacht, wo „die Klopp" ihre Vaterschaftsklage gegen den „Katermeier" bei dem römischen Prätor anbringt, sieht auf's Haar einer schadenfrohen Satire auf die berühmte Stelle in der Germania ähnlich, wo Tacitus die Keuschheit der deutschen Mädchen preis't. In der ursprünglichen Handschrift des Hannibal kamen Naturlaute vor, wie sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der wiener Hannswurstkomödie bräuchlich waren. Die karthagischen Generale wollen Kriegsrath halten und während

sie hochweise berathen, geht Hannibal beiseite mit den Worten: „Wartet mal, ich muß erst mein Wasser abschlagen.“ Bevor er dann Italien verlässt, verrichtet er noch Unbeschreibliches und sagt: „Das ist mein Denkmal, welches ich hier hinterlasse“ . . . Trotzdem hielt der Dichter als solcher stets an dem Axiom fest: „Groß sein heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen“ — und trug sich zur Zeit, wo er im Vollsaft seines Wollens und Könnens stand, mit den großartigsten tragischen Entwürfen. So beabsichtigte er, eine Tragödie „Alexander der Große“ und eine weitere „Jesus“ zu dichten, und jedenfalls wäre Grabbe mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen der Mann gewesen, solchen Problemen gerecht zu werden[1]). Dazu würde aber erforderlich gewesen sein, daß des Dichters Leben nicht selber zu einer Tragikomödie geworden wäre, zu einem tollen Mischmasch von tragischen Motiven und barocken Vorkommnissen, welches Wirrsal einem kläglich-fratzenhaften Ende zuschwankte.

---

1) Der Dichter pflegte, bezeichnend genug für seine Art zu arbeiten, seine Werke auf Papierschnitzel zu schreiben, wie solche ihm gerade zur Hand oder wie er sie aus Aktenfascikeln oder Dienstbüchern herausriß. Auf einem solchen Schnitzel hat sich das folgende kleine Bruchstück von der beabsichtigten Alexandertragödie erhalten.

Alexander. Wenn ich dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es ist die Welt mit all den brennenden
Gestirnen!
Thais. König, flammt' ich überm Haupt
Dir doch wie die da! Eine Flamme würd'
Der Himmel . . .
Alexander. Siehst du den Ost erröthen? Der
Ist meine Braut.
Thais. Und ich?
Alexander. Du bist ein Schimmer
Von seiner glühenden Wange.

6.

Von allen barocken Einfällen, welche unser Dietrich Christian jemals ausgehen ließ, war zweifelsohne der tollste seine Heirat. Menschen von seinem Schlage gelingt sehr selten oder nie der „große Wurf". Denn zum Gelingen gehören Frauen, wie sie eben auch sehr selten vorkommen. Wenn es besonders gutgeht, eine auf zehntausend. Lucie Klostermeier, welche zu heiraten Grabbe das Unglück hatte, war keine von den zehntausenden, bewahre!

Die Billigkeit fordert jedoch, anzuerkennen, daß es wahrlich kein Spaß gewesen ist, mit dem Dietrich Christian zurechtzukommen. Eine gute Ehe ist Gleichmaß, ein fortwährendes gegenseitiges Zugestehen, Schonen und Verzeihen, ohne daß hiervon jemals die Rede wäre. Daß dem so sein müsste, davon hatte weder der Dietrich noch die Lucie auch nur die blasseste Vorstellung. Beide waren jähe, maßlose Naturen und zur Steigerung der Unerquicklichkeit ihres Verhältnisses war das Weib die stärkere Natur, welche es bald loshatte, daß ihr Eheherr von Charakter nur ein Waschlappen.

Grabbe war erst nach dem Tode des Archivraths Klostermeier im Sommer von 1829 mit der hinterlassenen Tochter desselben in nähere Beziehungen getreten. Lucie's Bildung imponirte ihm; außerdem war sie eine hübsche Figur mit üppigen Formen. Er kam auf die unsäglich dumme Idee, das wäre eine Frau für ihn. Sie ihrerseits, welche ein erkleckliches Stück von einem Blaustrumpf war, fühlte sich geschmeichelt, daß ein berühmter Dichter ihr den Hof machte, obzwar diese Hofmacherei meist in grabbe'sch-grotesken Formen vor sich ging. Die erste förmliche Werbung Grabbe's misslang jedoch. Das bureaukratische Blut der Frau Archiväthin empörte sich gegen den Gedanken, daß ihre Tochter dem Sohne des Zuchthausvogtes angetraut werden sollte, und maßen Lucie weit entfernt war, wirklich in ihren Bewerber verliebt zu sein, so erhielt dieser in aller Form einen Korb.

Der machte ihm freilich nicht viel zu schaffen. Seine Freiwerberei war ja nur die blanke Marotte gewesen. Jetzt aber verschoß er sich leidenschaftlich in ein sehr schönes Bürgermädchen, dem er von seiner Leidenschaft so lange und so heiß vorzuphantasiren wusste, daß die arme Henriette sich zuletzt einbildete, auch sie sei verliebt. Die Folge war ein förmliches Verlöbniß, welches im Frühjahr von 1831 stattfand. Zur großen Genugthuung von Grabbe's aufrichtigen Freunden, welche überzeugt waren, Henriette würde dem Dichter eine behagliche Häuslichkeit bereiten und dadurch Ordnung in seinen Wandel und Frieden in sein Gemüth bringen. Diese Hoffnung währte jedoch nicht lange. Henriette musste bald innewerden, daß weder Grabbe für sie, noch sie für Grabbe passte. Ihr solid bürgerlicher Sinn fühlte sich abgestoßen durch die Kraftgenialitäten ihres Verlobten, welcher seinerseits mitunter dem, was er die Philisterei seiner Braut nannte, so recht mit Absicht vor den Kopf stieß. Was sollte z. B. ein schlichtdenkendes, aber richtig und warm fühlendes Mädchen dazu sagen, wenn eines Tages, als sie auf einem Spaziergang am Schloßgraben vorüberkamen, ihr Verlobter plötzlich zu haseliren anfing und die Frage an sie that: „Hör' mal, was würdest du wohl thun, wenn ich jetzt ins Wasser spränge? Soll ich mal hineinspringen?" Henriette mochte denken: Springe du, wohin du willst; ich aber will mich hüten, mit dir ins Ehebett, d. h. in mein Unglück zu springen. Und sie hütete sich wirklich. Sie gab dem Dichter sein Wort zurück, verließ ihre Vaterstadt und ließ sich durch keine Bemühung Grabbe's bewegen, ihm noch einmal Gehör zu schenken.

Nun geschah das Dümmste, Tollste: unser abermals bekorbter Dichter Christian kehrte zur Lucie Klostermeier zurück und diese nahm den von der gescheiden Henriette Aufgegebenen wohlwollend auf. Er begann seine Werbung um Lucie auf's neue und fand Gehör und Erhörung. Warum? Weil ein anderer Freier sich nicht einstellen wollte, weil Fräulein Lucie nachgerade sich angealtjungfert fühlte und

in das Alter eingetreten war, wo man schlechterdings einen Mann erwischen muß, so man nicht sitzen bleiben will. Sie wollte nicht sitzen bleiben und im März von 1833 trat sie mit Grabbe vor den Traualtar. Unter welchen Vorzeichen, macht die Thatsache klar, daß der Bräutigam beim Herausgehen aus der Kirche einem Bekannten zurief: „So, da haben wir nun das Unglück!“

In Wahrheit, sie hatten es, er und sie. Diese Ehe war in der Hölle geschlossen und wurde binnen kurzem, binnen sehr kurzem eine richtige Hölle für die beiden Eheleute. Auf welcher Seite das größere Maß von Schuld, dürfte schwer zu entscheiden sein. Hätte Frau Lucie ein weniger kaltes Herz und einen weniger heißen Kopf besessen, als sie besaß, so müsste sie unbedingt als der weniger schuldige Theil bezeichnet werden. Sie hätte dann wohl auch verstanden, ihren Gatten davon abzuhalten, seine meiste Zeit in der Kneipe zu versitzen und sich nach und nach um den gesunden Menschenverstand, um die Arbeitskraft und Arbeitslust, sowie um die Achtung seiner Mitbürger zu trinken.

In der schönen polnischen Ballade vom Hexenmeister Twardowski springt der Teufel, welcher ihn zu holen kommt, unversehens aus dem Branntweinglas. Auch der Teufel, welcher dem Dietrich Christian schließlich physisch und moralisch, so zu sagen, das Genick brach, lauerte in den Weinflaschen und Rumgläsern, ohne welche der beklagenswerthe Mann schon Vormittags nicht mehr sein konnte.

Wie es mit seiner Ehe bestellt war, beleuchtet scharf und hässlich genug, was sein Lebensbeschreiber Ziegler bei einem Besuch im grabbe'schen Hause sah und hörte. Der Dichter hielt auf dem Hof eine Eule und eine Ente, an und mit welchen Thieren er die wunderlichsten Grabbeismen verübte und welche er allen Besuchern zeigte. Auch Ziegler musste sie sehen. Grabbe stopfte zuerst der Eule ein übermäßig großes Stück Fleisch in den Hals hinein, dann holte er die Ente herbei und stieß sie zu der Eule in den Käfig, um, wie er sagte, die beiden Biester miteinander zu kopuliren. Er deklamirte in Karikaturmanier die Trauungsformel und

schrie der Ente zu: „Sag' ja!“ Die geängstigte Ente machte Quak, quak! worauf der Poet: „Ha, Grabb, Grabb! Hörst du? Das ist ein Stich auf mich. Wart', du verfluchte Bestie!“ Und er schlug das arme Thier, über welches nun auch die Eule wüthend herfiel. Lachend kreischte bei diesem Anblick Grabbe seinem Besucher zu: „Gehen Sie geschwind zum Herrn Pastor! Er soll hier eine Kopulation vornehmen. Es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe!“ Derweil war Frau Lucie in den Hof gekommen und blickte mit schadenfrohem Kichern auf das verrückte Treiben ihres Gatten. „Ja, ja — sagte dieser — meine Frau geht gerade wie eine Ente. Komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen Kuß geben.“ Sie zierte sich: „Ach, lass' doch Grabbe!“ konnte aber das Lachen nicht verhalten. „Ach, was — schrie er — du hast es ja doch gern!“ Ziegler machte sich mit möglichst guter Manier davon. Von den zügellosen Reden, welche Grabbe während der abendlichen Trinkgelage, die er in seiner Wohnung veranstaltete, in Gegenwart seiner Frau losließ, wagt der Biograph kein Beispiel zu geben. Er sagte nur: „Ja, es waren wunderbare Gesellschaften, die kaum in denen der emancipirten Frauen von der ausgelassensten Art ihr Gegenstück finden möchten.“ Natürlich wechselten diese Rauschstimmungen mit katzenjämmerlichen und in solchen warf dann der Dichter auf den nächsten besten Papierfetzen Versebriefchen an seine Frau, in welchen sich der Säuferwahnsinn anzumelden schien [1]).

Bald kam es zwischen Mann und Frau zu den widerwärtigsten Auftritten, insbesondere auch veranlaßt durch die allerdings nicht ungerechtfertigte, aber taktlos und rück-

---

1) Zum Beispiel:

„Ach, Lucie!
Vor der Eh'
Da waren es süße Träume!
Nun blüh'n die Bäume —
Denkst Geld!
Mein Herz ist eine Welt,
Woraus es ist zu pressen;
Durch dich verdirbt das Essen.“

sichtslos geübte und kundgegebene Fürsorge, welche Frau Lucie dem Gatten gegenüber hinsichtlich ihres beigebrachten Vermögens bethätigte. Mit dem ärgern und ärgsten Verfall von Grabbe's Ehe und Haushalt ging sodann der seiner amtlichen Stellung Hand in Hand. Eine gränzenlose Unordnung war allmälig in der Führung seiner Geschäfte eingerissen oder vielmehr war diese Führung geradezu eine Nichtführung geworden. Man muß anerkennen, daß die lipper Regierung sehr nachsichtig gegen den Dichter verfuhr und dem Unwesen zusah, so lange es irgendwie anging. Zuletzt aber ging es schlechterdings nicht mehr und Grabbe erhielt im September von 1834 die wohlverdiente Entlassung mit der gnädigen Erlaubniß, Titel und Uniform als Auditeur beibehalten zu dürfen. Hierauf hat sich der Dichter des Marius und des Napoleon nicht wenig eingebildet; so wunderlich mischten sich in diesem Kraftgenie und Schwachmattikus die Elemente.

Begreiflich, daß Detmolds Boden jetzt dem unglücklichen Manne unter den Füßen brannte. Gab ihm doch seine Frau deutlich genug zu verstehen, daß sie den wirklichen, nicht den abgesetzten Auditeur Grabbe geheiratet hätte und daß es eine grobe Täuschung, falls er etwa wähnte, von ihrem Eingebrachten zehren zu können. Er entschloß sich, dem „undankbaren“ lippe-detmolder Vaterlande den Rücken zu kehren und anderwärts bessere Sterne zu suchen, die er aber nirgends finden konnte, weil er sie nicht in der eigenen Brust trug. Am 4. Oktober von 1834 setzte er sich in den Postwagen und fuhr gen Frankfurt am Main.

7.

Echt grabbe'sch platzte er in die respektable frankfurter Welt hinein.

Wie er aus dem Postwagen gestiegen, eilte er nach

der Wohnung eines ihm bekannten Professors, welcher gerade zahlreiche Gesellschaft bei sich sah. Ohne auf diese die geringste Rücksicht zu nehmen, ging Grabbe auf den Hausherrn zu und sagte laut und lachend: „Ich komme so eben von der Post. Sie werden erstaunen, mich hier zu sehen. Ich habe Detmold verlassen. Mein Weib, mein böses Weib hat mir die Hölle so heiß gemacht, daß ich alles aufgegeben habe und davongegangen bin."

Wer sich so in Frankfurt einführte, konnte sich in dieser Stadt keine dauernde Stätte gründen. Grabbe brachte es demnach zu gar nichts, als daß er in den frankfurter Kneipen für eine kurze Weile die maulaufsperrende Ver- und Bewunderung etlicher Schöngeister von niederer Sorte erregte, welchen er durch das Hinschleudern von Kraftgenielapidarworten imponirte. Derartige Gesellen mochten es auch „ungeheuer genial" finden, wenn Grabbe die arme Bürgersfrau, bei welcher er sich eingemiethet hatte, ängstigte, indem er, wann sie auf sein Zimmer kam, um dasselbe aufzuräumen, die Thüre abschloß, zwei Pistolen auf den Tisch legte und die Erschrockene zwang, ihm aus Gesangbuch und Bibel stundenlang vorzulesen, während er auf dem Sopha saß und „mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischenwarf".

Aber es war nicht mehr an der Zeit, Sturm und Drang zu spielen in der Weise von Klinger und Lenz, von welchen beiden Stürmern und Drängern unser Dietrich Christian auch als Poet ein potenzirtes Gemische gewesen ist: — Titanismus und Barockheit, weltschmerztragisches Pathos und Kneipgeniestreichemacherei.

Eine gutmüthige Oestreicherseele, Eduard Duller, welcher damals in Frankfurt den „Phönix" herausgab, nahm sich Grabbe's liebevoll an, ermunterte ihn zum arbeiten und suchte ihn nach Kräften aus der Atmosphäre von Weindunst, Tabaksdampf und Bummelwitz herauszureißen. Allein der gute Duller war dazu lange nicht stark genug und überhaupt war niemand mehr stark genug dazu. In einem lichten Augenblicke merkte Grabbe, daß seine Gastrolle in der Main-

stadt ausgespielt sei. Die Schoppenstecher von Bewunderern ließen ihn fahren und fallen, sowie der Umgang mit ihm den Reiz der Neuheit verloren hatte. Von einer Erfüllung seiner Hoffnung, eins oder das andere seiner Stücke die frankfurter Bühne beschreiten zu sehen, war auch nicht entfernt die Rede. Nun kam der übelberathene und überhaupt nicht zu berathende Dichter auf den Einfall, sich nach Düsseldorf an Karl Immermann zu wenden, dessen persönliche Bekanntschaft er früher gelegentlich gemacht hatte. Hervorgerufen mochte dieser Einfall dadurch sein, daß Immermann in Nachahmung der Bemühungen Göthe's und Schillers um das weimarer Theater damals eifrigst arbeitete, das düsseldorfer zu einer Musterbühne zu machen. Grabbe bildete sich ein, Immermann würde sich bestimmen lassen, unter anderen manchen theatralischen Experimenten auch das der Aufführung grabbe'scher Dramen zu machen. Er ließ einen Noth- und Hilferuf nach Düsseldorf abgehen und Immermann beantwortete denselben mit einer freundlichen Einladung.

Hilfegesuch und Einladung, beides war gleich thöricht. Wenn je zwei Menschen nicht zu und für einander paßten, so waren es der preußisch-stramme, steifnackige, ordentliche, wohlgebürstete und wohlrasirte Oberlandesgerichtsrath Immermann und der flachsenfingisch-zerfahrene, schwabbelige, so zu sagen aus allen Nähten gegangene, schmierärmelige und stoppelbärtige Ex-Auditeur Grabbe. Es war da von vornherein gar keine Möglichkeit vorhanden, daß sich zwischen den beiden Dichtern ein auch nur halbwegs erquickliches Verhältniß würde herstellen und behaupten lassen. Freundschaften wie die zwischen Göthe und Schiller gehören überhaupt zu den seltensten Erscheinungen auf Erden. So ein Phänomen kehrt im günstigsten Falle alle paarhundert Jahre einmal wieder. Immermann hatte aber neben anderen Grillen auch die pädagogische unter der Schädeldecke, wie sich denn in mehr als einem seiner Werke ein gewisser Schulmeisterton unangenehm macht. Auf der anderen Seite freilich haben wir gerade diesem pädagogischen Tik des

Schöpfers vom Merlin und vom Alexis jene klassische Karikatur des überstiegenen Schulmeisterthums zu verdanken, die Figur des Schulmeisters Agesel im Münchhausen, neben dem Hofschulzen und der blonden Lisbeth die am meisten realpoetische aller immermann'schen Gestalten.

Immermann, welcher selber bedeutend genug war, um Grabbe's Bedeutung neidlos anzuerkennen, mochte hoffen, das verwilderte Genie erziehen zu können, und man muß sagen, daß er, nachdem sein Erziehungsobjekt zu Ende Novembers von 1834 in Düsseldorf angelangt war, auf dieses Geschäft die redlichste Mühe verwandte. Er bemutterte den unbehilflichen Bruder in Apoll förmlich und sorgte mit Rath und That für ihn. Auch suchte er den Dietrich Christian in dessen eigenen Augen wieder zu heben, indem er denselben in gute Gesellschaft, in wirklich gute Gesellschaft brachte. Namentlich dadurch, daß er seine Geliebte, die Gräfin Elise von Ahlefeldt vermochte, Grabbe in ihren Kreis aufzunehmen. Es muß sich wunderlich mitangesehen haben, wenn der Dietrich Christian mitunter einem Jucken nachgab, in die feinstilisirte, theearomatische Unterhaltung dieses Kreises plötzlich einen seiner nach Grog riechenden Gargantua-Witze hineinzuwerfen, und dann Immermann sofort strafend blickte und mahnend den Pädagogenfinger erhob und Grabbe gehorsam einen krummen Buckel machte und nur koboldisch in sich hineinzukichern wagte.

Den Winter über konnte sich Immermann schmeicheln, daß sein erzieherisches Experiment gelingen würde. Grabbe vollendete den Hannibal und sein Mentor schaffte für diese Dichtung sowie für das noch ungedruckte Märchendrama Aschenbrödel einen nach deutschen Begriffen nicht allzu knauserigen Verleger. Im Frühling von 1835 fühlte sich der Dietrich Christian verhältnißmäßig so befriedigt und behaglich, daß er mit Ernst und Eifer daran ging, seine Hermannsschlacht zu liefern.

Aber das alles konnte doch nicht dauern. Immermann hatte weder das Talent, noch die Geduld, ein Erziehungsproblem wie das vorliegende zu lösen, und Grabbe war viel

zu alt, sich noch erziehen zu lassen. Es war zu spät, viel zu spät.

Die ersten Verstimmungen zwischen den beiden Poeten rührten davon her, daß Immermann schlechterdings keine Anstalten machte, grabbe'sche Stücke auf das von ihm geleitete Theater zu bringen. Versuchen hätte er das schon können, da er ja mit seinen eigenen ebenfalls nur wenig bühnengerechten Dramen auch experimentirte. Der Verdruß, welchen Grabbe darüber empfand, verleidete ihm die Betheiligung an dem Gesellschaftskreise seines Mentors. Hatte er sich doch in dieser Theeatmosphäre von Anfang an entsetzlich gelangweilt und sich Zwang anthun müssen bis zum Kinnbackenkrampfkriegen. Gegner Immermanns mochten auch wohl den Dietrich Christian bei Gelegenheit ins Ohr raunen, der Herr Oberlandesgerichtsrath habe ihn, den Dichter des Gothland, nur herkommen lassen, um ihn als Lobposaune für die Schnurrpfeiferei des immermann'schen Theaterregiments zu gebrauchen und zu missbrauchen. So etwas brauchte man einem Menschen, welcher allfort zwischen blinder Hingebung und blindem Argwohn hin- und herschwankte, nicht zweimal zu sagen. Er bethätigte seine Entrüstung zunächst dadurch, daß er seine Besuche bei Immermann und bei der Ahlefeldt einstellte, und weiterhin dadurch, daß er in Weinspelunken, wohin er den Weg mit außerordentlicher Leichtigkeit wiederfand, grotesk-witzige Schnurren über das immermann'sche Theater nach allen Richtungen hin losknallte. Immermann, welcher bekanntlich auch nicht zu den Sanftmüthigen gehörte, nahm das so übel, daß er dem Verhöhner mit gerichtlicher Klage drohte. Zur Ausführung dieser Drohung kam es zwar nicht; aber in Immermann verlor Grabbe doch seinen letzten Halt, und sobald sich ihm dieser versagte, ging das Sinken und Versinken unaufhaltsam weiter.

Noch trug sich der verlorene Mann, über welchen sich jetzt auch ein Zehrfieber unerbittlich hermachte, mit großen dichterischen Absichten. Er wollte eine Komödie „Eulenspiegel" schaffen — („mein Eulenspiegel wird ein

tolles lustiges Thier", schrieb er an einen Bekannten) — er nahm das Projekt einer Alexandertragödie wieder auf, er rühmte sich, die Person und Mission Jesu mit dem Nimbus höchster tragischer Würde umgeben zu wollen, zur gleichen Zeit, wo er seine Kneipgesellen, welche doch nicht lecker waren und etwas vertragen konnten, mit dem ins Gespräch hineingeworfenen Grabbeismus ärgerte: „Jesus war doch auch nur ein Judenjunge". Natürlich blieb es, da die Versunkenheit des Dichters Tag für Tag zunahm, beim Schaffenwollen. Der Vulkan war ausgebrannt und hatte nur Asche und Schlacken zurückgelassen.

In Wahrheit, dieses Bild ist ein gerechtfertigtes. Es war Vulkanismus in unserem Dietrich Christian. Lavaströme von Poesie waren aus seiner Seele in rothflammendem Flusse hervorgebrochen, aber nur, um sofort zu steinerner Härte und Scharfkantigkeit zu erstarren. Nie hat Grabbe es verstanden, sich das Haupt mit Rosen zu kränzen, nie gaben die straffgespannten Saiten seiner Leier einen weichen lyrischen Klang. Durchgängig fehlt in seinen Werken das „Ewig-Weibliche". Darum steigert sich in der grabbe'schen Dichtung die Freude zu bakchantischem Rasen, darum spritzt sich der Schmerz in Verzweiflungsgelächter aus, darum rafft sich der Gedanke zu schroffepigrammatischer Kürze und Knappheit zusammen, darum verzerrt sich der Witz zu infernalischem Kynismus. Die Grazien sind ferngeblieben ....

Zuletzt hatte der Dichter in Düsseldorf nur noch ein verkommenes Musikgenie, Norbert Burgmüller, zum Gesellschafter. In der Weinstube zum Drachenfels verdämmerten und verduselten die beiden gleichverstimmten Seelen ihre Tage, stundenlang in hinbrütendem Schweigen einander gegenübersitzend. Als dann im Mai von 1836 der Musikus plötzlich starb, konnte es Grabbe nicht mehr in Düsseldorf aushalten. Ein detmolder Freund schickte ihm auf sein Begehren Reisegeld. „Ich habe — schrieb der mit sich und der Welt Zerfallene — erst an einen Sprung in den Rhein gedacht, will nun aber in der Heimat das Ende abwarten, das nicht mehr lange ausbleiben kann." Daheim

angelangt, ging er nicht in das Haus seiner Frau, sondern nahm im Gasthause zur Stadt Frankfurt Wohnung. Seine Erscheinung muß ganz jammersälig gewesen sein. Als ihn sein Biograph zum erstenmal wieder erblickte, musste derselbe unwillkürlich ausrufen: „Grabbe, Grabbe, um Gotteswillen, wo ist dein Stolz?"

8.

Gerade der Stolz regte sich aber noch mitunter in dem Gebrochenen, welcher jetzt — es ist schmerzlich, davon zu reden — nur noch der Gegenstand und Zielpunkt des detmolder Kneipenwitzes war, und wunderliche Blasen trieb dieser Stolz aus der Hefe von Grabbe's Lebensbecher mitunter empor.

Saß er da eines Abends unter seinen Bekannten in der Gaststube zur Stadt Frankfurt und hörte, stumm in sich zusammengesunken, einem Gespräche über Literatur zu. Einer sagte: „Seitdem der Göthe gestorben, haben wir doch eigentlich keine Größe mehr, etwa den Tieck ausgenommen". — „Was Tieck!" zischte Grabbe wüthend auf — „ich bin größer als Tieck. Ich steige mit jedem Tage und er sinkt. Was ist denn Tieck?" Man lachte. Das Gespräch wandte sich auf Tiecks Tochter und von dieser auf Grabbe's Frau. „Du bist nur nicht energisch genug gegen sie aufgetreten, Grabbe", hieß es. „Ei was — entgegnete der Dichter — ich werde mich schon als Mann zeigen". Worauf der Witzbold des Kreises: „Das ist's ja gerade, was sie verlangt" — und allgemeines Lachen erscholl.

Ein andermal war große, von einer vergnüglichen Landpartie lärmend heimgekehrte Gesellschaft in der Gaststube und unter all dem Gläserklingen, Würfelbecherschwingen und Liedersingen kam jemand auf den unglücklichen Gedanken, den Dichter, der brütend in einer Ecke saß, zum Vorlesen

seiner noch ungedruckten Hermannsschlacht aufzufordern. Der arme Poet ließ sich verleiten, die Handschrift aus seinem Zimmer zu holen und die Vorlesung anzuheben. Er konnte aber gegen den Tumult halb oder ganz berauschter Menschen gar nicht aufkommen, und als er dennoch beharrte, schrie einer der Zecher über den Tisch herüber: „Ach was! Lasst uns lieber trinken und hört auf mit Vorlesen! 's ist ja doch nur dummes Zeug." Ganz niedergedonnert steckte Grabbe sein Manuskript in die Brusttasche und saß da wie vernichtet. Sein nachmaliger Lebensbeschreiber drückte theilnahmevoll die Hand des Unglücklichen, welcher mit halberstickter Stimme ausrief: „Alle meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt! Ich wollt', ich wäre todt!"

Er sollte es bald sein. Der zuverlässigste Freund der Armen und Elenden, der große Allerbarmer Tod gab ihm, was er nie besessen hatte: Frieden und Ruhe.

Aber der Entjochung vom Leben, der Auflösung ins große All und Nichts ging noch ein bitterer Kampf voran. Mittellos und todtkrank, wie er war, musste sich Grabbe entschließen, seine Frau aufzusuchen, um sich im Hause derselben einen Platz zum Sterben zu erbitten.

Das Sterben hob an und es war ein langes und peinvolles. An dem Sterbebette des Dichters kämpften gute und böse Dämonen mit einander: die unaustilgbare Liebe der armen alten Mutter Grabbe's für ihren verlorenen Dietrich Christian und der zänkische Groll einer Gattin, welche nicht zu verzeihen vermochte und doch vor der Welt den Anstand soweit zu wahren trachtete, daß sie den sterbenden Mann nicht aus dem Hause weisen wollte. Eine hässlichste Falte in dieses Weibes Seele legte der Umstand bloß, daß Frau Lucie ihren Gatten weder selbst verpflegen noch leiden mochte, daß seine Mutter ihn pflegte. Diese musste ihren Platz am Lager des Sohnes förmlich erkämpfen. Der Dichter seinerseits anerkannte den Trost, welchen ihm die Anwesenheit seiner Mutter gewährte, dadurch, daß er ihr in seiner grotesken Weise zu erkennen gab, alles, was von Seelenwärme noch in ihm wäre, gehörte ihr. Er erlebte jetzt, was er vordem gedichtet: —

„Oh, um so länger du die reinen,
Menschlichen Gefühle niederringst,
Um so gewalt'ger richten sie hernach,
Wann ihre Stunde schlägt, sich wieder auf."

Am 12. September von 1836, gegen 3 Uhr Nachmittags starb er. Seine Mutter wischte ihm den Schweiß des letzten Ringens ab, unter ihrem plattdeutschen Liebkosungswort: „Muin leuve, leuve Christian!" verhauchte er seinen letzten Athem. Sie schloß ihm die Augen und badete die majestätische Stirne des todten Sohnes im Naß ihrer Zähren.

Frau Lucie aber saß in ihrer über dem Sterbegemache gelegenen Stube, mit Geldzählen beschäftigt. Man kam, ihr zu melden, daß ihr Gatte todt. „Topp — sagte sie aufspringend und die Hände zusammenschlagend zu einem anwesenden Nachbar — topp, das ist gut, daß der Unhold todt ist! Nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Also endlich!" Am Abend darauf spielte jedoch Frau Lucie die bekannte untröstliche Witwe von Ephesus ganz vortrefflich. Sie schmückte auch das Haupt des Hingegangenen, als er in den Sarg gelegt wurde, mit einem dicken Lorbeerkranze.

Nur ein dünnes Häuflein standhafter Verehrer und Freunde geleitete die Ueberreste des Dichters der Hohenstaufen und der Hermannsschlacht zu ihrer Ruhestätte ....

Alles zusammengenommen, dürfte das Richtige getroffen sein, wenn man sagt, daß in starkem Maße die Vaterlandslosigkeit das Verderben Grabbe's mitverschuldet habe. Merkt man doch sogar den Thaten der herrlichsten Helden des deutschen Geistes, den Schöpfungen von Lessing, Göthe und Schiller deutlich genug an, daß diese Helden nicht auf dem starken und gesunden Boden eines Nationalstaats, sondern auf dem Krähwinkelboden der elenden Viel- und Kleinstaaterei erwachsen sind und gestanden haben. Wie ganz anders noch müßte der germanische Genius durch diese seine erlauchten Träger zur Offenbarung gelangt sein, so es ihnen gegönnt gewesen, ein großartiges Nationaldasein im Spiegel ihres Genie's aufzufangen. Das Ge-

fühl des ungeheuren Missverhältnisses zwischen dem idealen Werth und der realen Bedeutung seines Volkes, zwischen dem Können und dem Gelten seiner Nation, kurz, der ganze damalige deutsche Jammer der Zerrissenheit und Staatslosigkeit wühlte und gohr auch in dem unglücklichen Dietrich Christian. Er trieb den Patriotismus freilich nicht als Handwerk; er gehörte auch nicht zu jener in unseren Tagen nicht eben seltenen Sorte von Patrioten, welche ihre Vaterlandsliebe zum Piedestal ihrer Eitelkeit und Großmannssucht zu machen wissen und welche es entsetzlich übelnehmen, wenn die Nation es ohne sie machen kann, ja sogar sich beigehen lässt, auf die querköpfige Neunmalweisheit und geckenhafte Selbstgefälligkeit eingebildeter Großmannsschaft gar keine Rücksicht zu nehmen, und es nur mit einem Lächeln der Verachtung aufnimmt, wenn daraufhin die eiteln Jämmerlinge an ihr zu Verräthern werden, in Vers und Prosa gegen sie losziehen und ihren bittersten Feinden sich anschmeicheln. Auch ein Politiker war der arme Grabbe nicht und es würde ihm schwer gefallen oder unmöglich gewesen sein, irgendeinen halbwegs praktischen Vorschlag zur Besserung der deutschen Zustände zu machen. Aber hinter den Nebelwolken seiner Phantasterei, Zerfahrenheit und Barockheit leuchtete doch groß und stolz der nationale Gedanke und blitzte mitunter plötzlich prächtig hervor, wie in dem schönsten von ihm gesprochenen Wort: —

„Oh, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süßester Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!"

Der todte Millionenmann

und

die falsche Braut.[1])

Ein zwar unglaublicher, aber doch aktenmäßiger Beitrag zur Volksmündigkeitsgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit der Dummheit kämpfen Gauner nicht vergebens.
Der verbesserte Schiller.

Gewiß, wir haben Grund, zu sagen, daß unser Jahrhundert etwas gearbeitet, etwas vor sich gebracht und das Kapital menschheitlichen Vorschritts um eine bedeutende Summe vermehrt habe. Hanns Dampf und Grethe Philanthropie in allen Gassen! In riesenhafter Progression zieht die Bildung immer weitere Kreise: die Jugend ist vor lauter Kultur schon mit achtzehn Jahren blasirt und Sonntags führen mit pariser Fräcken angethane Hausknechte

1) Diese Geschichte ist im ganzen wie im einzelnen so märchenhaft, daß sie manchem Leser als durchaus unglaublich vorkommen muß. Trotzdem ist sie Geschichte im strengsten Sinne, durchweg aktenmäßig bezeugt, wie sich jeder überzeugen kann, welcher den bezüglichen Kriminalaktenfascikel im züricher Archiv einsehen will. Ich habe mir nur erlaubt, die Namen der mithandelnden und mitleidenden Personen dieser unerhört traurigen Posse zu ändern, d. h. mit erfundenen zu vertauschen.

Köchinnen zum Tanz, deren Hände in Glanzlederhandschuhen stecken. Freiheit und Gleichheit sind auch keine himmelblauen Ideale mehr, sondern handgreifliche Wirklichkeiten: vor der Nase der Polizei setzt der deutsche Bürger seinen braunröthlichen Garibaldihut keck auf's Ohr und in der alleinseligmachenden Glocke der Krinoline wallfahren Fürstinnen und Mägde einträchtiglich zum Hause des Herrn.

In diesem Stil und Ton mag etwa ein Pessimist grämeln und grollen. Wir anderen jedoch wiegen uns unterdessen behaglich in dem Schaukelstuhle moderner und modernster Errungenschaften. Schade nur, daß das harmonische Fortschrittsconzert dann und wann durch einen grellen Mißton unterbrochen wird, welcher entweder von hoch oben herab oder von tief unten herauf erschallt. Sollten wir aber dadurch unsere selbstzufriedene Stimmung beeinträchtigen lassen? Behüte! Abwechselung muß sein.

Ich hoffe in diesem Glauben auf die Nachsicht eines hochzuverehrenden Publikums, wenn ich in Nachstehendem einen der angedeuteten Mißtöne verlauten lasse, indem ich eine Geschichte erzähle, welche auf die intellektuelle und sittliche Kultur unserer Zeit ein nicht gerade liebliches Streiflicht wirft. Es ist ein Stück Dorf- und Stadtgeschichte, von welcher ich in aller Bescheidenheit glaube, daß sie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kulturhistorie der Gegenwart sei. Um so mehr, wenn man erwägt, daß diese Geschichte (sie spielte in den Jahren 1858—60) in einem Lande sich zutrug, welches seit ungefähr vierzig Jahren das umfassendste und bestorganisirte Volksschulwesen besitzt, das auf Erden existirt. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß die Thatsachen meiner Erzählung streng aktenmäßige, gerichtsaktenmäßige sind. Ich habe nicht ein Jota dazu oder davon gethan, dagegen aus Rücksichten der Schonung mir erlaubt, die Namen einiger Lokalitäten und die der handelnden Personen zu ändern.

1.

Zu Tannenbach, einem Dorfe in einem der nordöstlichen Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft, lebte im Jahre 1858 ein Mann und Familienvater, der Jakob Simplicius hieß. Ein „wohlbeleumdeter“, arbeitsamer, sparsamer Mann, Besitzer eines kleinen „G'werbs“, d. h. eines kleinen Bauerngütchens; daneben auch Instruktor bei der Infanterie oder „Dreckstampfer“. Denn mit dem freilich etwas unreinlichen Terminus technikus „dreckstampfen“ bezeichnete er selber die Ausübung seiner amtlichen Pflicht, angehende Enkel Winkelrieds oder, prosaisch zu sprechen, Milizrekruten marschiren und exerciren zu lehren. Ungeachtet dieser zeitweiligen Beschäftigung mit der edlen Kriegskunst hatte unser Jakobus Simplicius das Pulver nicht erfunden, was übrigens auch gar nicht nöthig war. Statt des mangelnden Organs der Erfindungskraft war aber an dem Schädel des Mannes das specifische Organ des Glaubens so wundervoll vorhanden und entwickelt, daß die Herren Hofräthe und Kirchenräthe von der strikten, strikteren und striktesten Observanz von rechtswegen eine unbändige Freude daran hätten haben sollen. Auch des Simplicius Ehefrau besaß einen ausreichenden Theil von der Gläubigkeit der „guten, alten, frommen“ Zeit. Die gute Frau Jakobäa machte aber trotzdem, wie wir sehen werden, dem schrankenlosen Glaubenseifer ihres Eheherrn mitunter Opposition, — eine Opposition freilich, welche nicht etwa aus dem „heillosen, modernen Unglauben“, sondern vielmehr ebenfalls aus der vielbelobten romantischen Glaubensstärke entsprang.

Zur Zeit, von welcher wir handeln, und auch später noch bildete zu Tannenbach, wie im ganzen Lande, einen beliebtesten Gegenstand der Unterhaltungen am häuslichen Ofen der berühmte Herr Oberst Mildherz, ein großer, ein größter Mann, weil der reichste in der Eidgenossenschaft. Der Ruf dieses gewaltigen Fabrikherrn war gerade

nicht der feinste; aber es stand fest, daß er sich durch eine Energie sondergleichen zum „Millionenmann“ emporgearbeitet hatte. Dies war sein so zu sagen officieller Titel im Volksmund und zwar mit Recht, maßen der Kinderlose bei seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode etwa dreißig Millionen hinterlassen hat. Der Volksphantasie genügte indessen dieser immerhin leidliche Reichthum keineswegs, sondern sie liebte es, das Vermögen des Herrn Obersten in’s Märchenhafte zu steigern. Eine auf die Volksphantasie spekulirende Betriebsamkeit stand auch, wie wir bald erfahren werden, nicht an, dem Millionenmann Eigenschaften anzudichten, welche seinen wirklichen diametral entgegengesetzt waren. Endlich ist noch zu sagen, daß der Volksglaube die Erwerbung der ungeheuren Reichthümer des Fabrikherrn sich in seiner Weise zu erklären suchte. Der Herr Mildherz war nämlich — daran konnte kein Zweifel sein — im Besitze von „Alunen“, die ihm „unmenschliches“ Geld „legten“.

Alunen, auch Malunen, heißen mundartlich die Alraunen des germanischen Zauberglaubens. Die Vorstellung von diesen „Heckemännchen“ oder „Galgenmännlein“ hat aber in den Gegenden, wo unsere Geschichte spielt, eine meines Wissens so eigenthümliche Gestalt angenommen, daß sie mir wohl erwähnenswerth zu sein scheint. Selbstverständlich ist so ein „Alun“ nur mit Hilfe des Teufels zu erlangen; ja, der Alun ist selbst ein Stück Teufel. Der Besitz von einem oder von mehreren Alunen hat also zur unumgänglichen Voraussetzung, daß der Besitzer seine Seele dem Teufel verschreiben musste. Nach der, wenn mir recht ist, am weitesten verbreiteten Ansicht wird der Alraun, auch Mandragora genannt, aus der Bryoniawurzel bereitet, welche der menschlichen Gestalt ähnelt. An einem Montag, zur Frühlingszeit, bei einer „günstigen“ Konstellation des Mondes mit dem Jupiter oder der Venus, gräbt man die Wurzel aus der Erde und beschneidet ihre Ausschößlinge. Dann vergräbt man sie auf dem Kirchhof in dem Grab eines kürzlich verstorbenen Mannes und begießt sie einen

Monat lang täglich vor Sonnenaufgang mit Kuhmilchmolken, worin man zuvor drei Fledermäuse ertränkt hat. Die nach Verfluß dieser Zeit wieder ausgegrabene Wurzel ist der menschlichen Gestalt viel ähnlicher als früher. Man trocknet sie hierauf in einem mit Eisenkraut geheizten Ofen und verwahrt sie in einem Stück Linnen, worin ein Todter gehüllt war. Der Besitzer wird in jeder Weise an zeitlichem Wohlstand zunehmen. . . . Anders die Zubereitung der „Alunen" in der Gegend, von welcher hier die Rede. Ein junger Laubfrosch wird beim Vollmond gefangen und unter Anrufung des Teufels, mit Beihilfe eines „Laxner" (Zauberer, Hexenmeister) und unter Ceremonien, deren wichtigste zu schmutzig ist, um beschrieben werden zu können, zum „Alun" gemacht. Das Gesicht des Frosches bekommt durch diese Weihung starke Aehnlichkeit mit einem menschlichen. Der Besitzer setzt den Alun in einem wohlverschlossenen Behälter unter ein Glasgefäß und hier „legt" das Zauberthier Tag für Tag ein großes Stück Geld. Sowie aber das Auge eines Uneingeweihten den Alraun erblickt, hört dieser nicht nur auf Geld zu legen, sondern der Besitzer muß ihn auch unter Beobachtung gewisser Bräuche schleunigst vergraben, wenn er nicht vorzeitig, das heißt früher als der mit dem Teufel eingegangene Pakt bestimmt, von dem Bösen geholt werden will. . .

Lächle nicht mitleidig-ungläubig, theurer Leser. Was ich dir da erzählte, ist ein Stück von der wirklichen und wahrhaften Religion des Volkes, ist ein Stück „Volksmündigkeit", von welcher du in Ständekammern und anderswo schon so viel vernommen hast. Ich fabulire dir nichts vor. Es sind kaum zwei Monate her, seit an dem Orte [1]), wo ich dieses schreibe, ein Ehescheidungbegehren statthatte, dessen Grundmotiv der Glaube an Alunen war. Eine Frau verlangte, von ihrem Manne geschieden zu werden, weil derselbe einen der beschriebenen Frosch-Alunen hätte,

1) Winterthur, 1860.

welcher ihm täglich einen Fünffrankenthaler „legte“. Sie habe eines Tages unversehens das Zauberthier in dem Schranke ihres Mannes gefunden. Der „Froschteufel“ habe sie so „grüsli angelugt“, daß sie zum Tode erschrocken sei. Ihr Mann habe sie dieser Störung des Zaubers wegen gemisshandelt und böslich verlassen. Sie wolle von ihm geschieden sein, denn er habe sich „droben im Toggenburg“ einen „neuen Alun gemacht“ und sie fürchte durch Fortführung der Ehe mit ihm auch ihre Seele zu gefährden.

2.

Zur Herbstzeit von 1858 machte sich unser Jakob Simplicius eines Tages auf, um seine Schwester zu besuchen, welche in der Umgebung der Hauptstadt des Kantons an den Bauer Ezechiel Schäfli verheiratet war. Es kann nicht verschwiegen werden, daß das Ehepaar Schäfli, was seine geistigen Gaben und religiösen Vorstellungen betraf, in die Rubrik „Polizeiwidrige Dummheit“ einzureihen war. Im übrigen ziemlich gutmüthige Leute, namentlich dann, wann ihre Habgier gehörig gekitzelt wurde.

Im Hause seines Schwagers traf der besuchende Jakob eine ihm bislang unbekannte Frau, welche „wehwerte und grochzte“, das heißt sehr leidend sich anstellte und eine große Geschichte erzählte, daß sie lange im Kantonsspital erfolglos gelegen und überhaupt kein Arzt ihr zu helfen vermöge. Freilich sah die Leidende keineswegs kränklich aus; im Gegentheil, sie hatte energische Züge und war glatt und wohlgenährt, ja sogar korpulent. Aber warum hätte sie nicht wie Sir John Falstaff sagen oder wenigstens denken sollen: „Schmerzen und Sorgen blasen den Menschen auf“. Frau Schäfli theilte ihrem Bruder auf Befragen mit, die Wehwernde und Grochzende sei eine Frau Sibylle

Gimmelig und vonseiten der Armenpflege der Gemeinde bei ihnen, den Schäfli, „vertischgeldet". Weiter hat sich der gute Jakob bei dieser Gelegenheit um die interessante Kranke nicht interessirt.

Es wäre sehr gut für ihn gewesen, wenn auch er seinerseits derselben kein tieferes Interesse eingeflößt hätte. Allein wie immer es zugegangen sein mag, Frau Sibylle hatte scharfäugig das Organ der Gläubigkeit an dem ehrenwerthen Instruktor wahrgenommen und sie war ganz dazu gemacht, derartige Wahrnehmungen auszunützen. Sie war eine Menschenkennerin im allgemeinen und im besonderen eine Kennerin der Männer, deren sie gegenwärtig bereits den dritten hatte. Im Jahre 1854 hatte sie sich nämlich zum drittenmal verheiratet mit dem Bonifaz Gimmelig, der früher ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß, dasselbe aber lüderlich durchgebracht hatte und zur Zeit seiner Verehelichung mit Sibylle ein armer Teufel von Taglöhner war.

Die würdigen Eheleute hatten sich gegenseitig angeschwindelt, indem jedes vorgegeben, es besäße Geld. Als nach der Hochzeit dieser Schwindel zerrann, wurde die Ehe alsbald eine sehr unglückliche und statt, wie früher, einander etwas vorzulügen, trat an die Stelle der Vermögensdichtungen die Wirklichkeit gegenseitiger Zärtlichkeiten mittels Fingernägeln und Fäusten, bei welchen Bezeigungen der arme Tropf von Mann den kürzeren zog. Er war überhaupt nur der Sklave seines Weibes. Beide waren, — entschieden arbeitsscheu und genußsüchtig, — zur Zeit unserer Geschichte der Armenpflege der Gemeinde zur Last gefallen.

Allein Frau Gimmelig war nicht gewillt, mit dem sich zu begnügen, was ihr auf Kosten der Gemeinde im Hause des Ezechiel Schäfli gereicht wurde. Unter dem Vorwande einer räthselhaften Krankheit, aus welcher kein Arzt klug werden konnte, hatte sie sich manche Zubuße zu verschaffen gewusst, und als diese Quelle versiegen gegangen, sann ihr erfinderischer Geist auf die Eröffnung anderweitiger. Sie

wollte nicht nur leben, sondern flott leben. Und warum nicht? War sie doch erst achtunddreißig Jahre alt, eine nicht übel konservirte Frau mit noch sehr jugendlichen Neigungen und Leidenschaften. Wenn Shakspeare's Fähndrich Pistol zufolge die Welt eine Auster ist, warum sollte Frau Sibylle dieselbe nicht zu öffnen versuchen? Freilich besaß sie kein Schwert wie besagter Pistol, dagegen aber eine höchst zweckmäßig geschliffene Zunge.

Zunächst übte sie diese an ihren Kostgebern, bei welchen sie sich in bedeutenden Respekt zu setzen wusste. Insbesondere dadurch, daß sie dunkle Andeutungen fallen ließ von einer glänzenden Zukunft, welche ihr noch bevorstände. In diesen Andeutungen spielte der Herr Oberst und Millionenmann Mildherz eine große Rolle. Sie habe, erzählte Frau Sibylle treuherzig, aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, welche den „fürnehmen" Namen Sophie führe. Nicht ohne Grund, denn Sophie hätte keinen geringeren Mann zum „Götti" (Pathen), als den Herrn Oberst Mildherz, welcher für das junge Mädchen, das auf seine Kosten beim Herrn Gemeindeammann Hintz in Bern erzogen würde, bereits 10,000 Gulden „in eine Kasse" gelegt habe. Weiter wurden mysteriöse Winke hingeworfen, aus welchen zu schließen war, das Verhältniß des Millionenmanns zu der jungen Sophie sei eigentlich noch ein viel innigeres. Natürlich musste sich die Gnade des Herrn Mildherz auch auf die Mutter des Mädchens erstrecken. Aber gewisser „Verumständigungen" halber konnte sich diese Gnade an ihr, der Frau Sibylle, „dermalen" nicht offenbaren. In der Zukunft jedoch, ja, da werde es sich schon zeigen, was sie eigentlich für einen Stand bei dem Millionenmann habe. Da werde sie auch „in der Lage sein", die Pflege und Freundschaft, der sie bei den Schäfli genieße, an diesen selbst und an ihren Verwandten „auf's schönste" zu vergelten. Nach diesen Präludien kamen Schlag auf Schlag bestimmte Versprechungen von bestimmten Geldsummen, prächtigen Kleidern, kostbaren Möbeln, Betten 2c.

Ezechiel Schäfli und seine Frau glaubten und waren selig, denn der Glaube macht ja bekanntlich selig. Als

Jakob Simplicius zur Fastnacht 1859 seine Schwester wieder besuchte, war diese der ihrer Familie bevorstehenden Herrlichkeiten voll und zählte dem Bruder an den Fingern her, was alles sie durch Vermittelung der liebwerthen Frau Sibylle von dem theuren Herrn Oberst zu erwarten hätten.

Jakob verwunderte sich höchlich, biß aber an, „gläubete" ebenfalls und ging heim, seiner Jakobäa von diesen Wunderdingen zu erzählen.

3.

Eines Sonntags im Mai 1859 war Frau Jakobäa in die Kirche gegangen. Bei ihrer Rückkehr traf sie ein „fürnehmes" Gefährt vor dem Hause stehen, worüber sie „erschrak". Man möchte sagen, über die arme Frau sei bei diesem Anblick eine Ahnung gekommen, daß eine unheimliche Macht in ihr friedliches Dasein zerstörerisch einzugreifen im Begriffe wäre. Ein schulmeisterlicher Logiker würde diese Ahnung in den Syllogismus auflösen: Die Landleute sind gewohnt, alles Herrenmäßige als etwas Bedrohliches mit Misstrauen anzusehen; eine Kutsche sieht herrenmäßig aus, folglich schwante der Frau Jakobäa beim Anblicke der vor ihrem Hause haltenden Kutsche nichts Gutes. So wäre der Gemüthsvorgang, welcher nachmals in der Verhandlung vor dem Schwurgerichte zur Sprache kam, psychologisch erklärt und wir können nun der Jakobäa in's Haus folgen, wo sie bei ihrem Jakob unerwartete Gäste fand.

Nämlich den Schwager und die Schwägerin Schäfli nebst der liebenswürdigen Frau Sibylle Gimmelig, welche mitsammen in die Provinz herausgefahren waren, einzig und allein in der Absicht, dem guten Jakob Simplicius ein großes Glück anzukündigen. Frau Schäfli sprudelte nach Begrüßung der Schwägerin in heiligem Freudeneifer nur so

heraus, daß der Herr Oberst Mildherz willens sei, ihrem guten Bruder Jakob ein schönes Geschenk zu machen, und zwar solle dasselbe bestehen in einem hübschen „G'werb", der „wenigstens 15,000 Gulden kosten müsse". Das war schon etwas. Indessen schien der Jakob die Sache doch nicht für ganz geheuer anzusehen. Es war doch gar zu wunderlich, daß er von einem Herrn, zu dem er nicht in entferntester Beziehung stand, Knall und Fall ein so außerordentliches Geschenk erhalten sollte. Schön wär's freilich, „kaibisch schön", ja, ja . . . aber . . . „Was meinst, Frau?" Worauf Jakobäa kopfschüttelnd: „Ich glaub's nicht."

Die ungläubige Thomasin hatte jedoch zunächst keine Zeit, ihren Unglauben zu motiviren. Sie musste in die Küche, um für die Gäste „ebbis z'Imbiß" zu bereiten. Aber nachdem, homerisch zu reden, die Begierde nach Speise und Trank dann gestillt war, nahm Frau Sibylle Gimmelig die Tagesordnung wieder auf, indem sie den ehrenwerthen Instruktor sive Dreckstampfer frug, ob er in der Umgegend keinen Bauerng'werb kenne, der ihm gefiele und feil sei. Der Herr Oberst Mildherz, ihrer Tochter . . . . ja, das dürfe sie jetzt noch nicht sagen . . . . kurzum, der Herr Oberst werde ohne weiteres mit besagten 15,000 Gulden herausrücken, dieweilen selbiger Oberst seine Wohlthaten auch dem Bruder der Frau zuwenden wolle, von welcher sie, die Sprecherin, so gut verpflegt werde. Sie sage nichts als die Wahrheit, die purste Wahrheit. Ja, „eidli bym Eid", so thue sie.

Fiel dessenungeachtet die hartnäckige Jakobäa ein: „Pipperlipap und Bierestiel', 's ist neime nüd mit dem G'schenk und G'werb! Der Millionema ist ja der ärgst' Gythund (Geizhund) uff der Welt, der sich selber 's essen nit mag gonnen. Wie käm' der dazu, mir nüd dir nüd mym Ma so ein grüsli großes Geld z'schenke?"

Arme Jakobäa, deine parlamentarische Opposition hatte das gewöhnliche Schicksal aller parlamentarischen Oppositionen. Dein Einwurf war wohlbegründet, deine Logik untadelhaft, aber wann haben Vernunft und Logik gegen

Lüge und die „germanische Tugend des Vertrauens“ aufkommen können?

Setzte nämlich Frau Gimmelig ihre sibyllinische Zunge in Bewegung, mindestens so süß wie Zucker und nicht viel langsamer als das hin- und herschießende Schifflein eines mechanischen Webstuhls, und wurde von dieser Zunge die zweifelnde Jakobäa zu Boden geredet, unwiderstehlich, erbarmungslos. Da sei, eidli bym Eid, „nüd Ungerades“ an der Sache! Der Herr Oberst sei „persönlich“ geizig, ja freilich, nicht zu läugnen das! Herentgegen sei er auch „Präsident der Freimaurer und Wohlthäter“ und im Auftrage besagter Gesellschaft habe er große Summen an brave Leute, „die es brauchen können und dessen würdig sind“, zu vertheilen. Erst vor kurzem hätten die Freimaurer zu solchen Zwecken eine ungeheure Summe erhalten. Woher wohl? Woher sonst als aus Paris? Mehr als 2000 Millionen, eidli bym Eid! Was da so ein „Schlötterlig“ von 15,000 Gulden zu sagen habe? Nicht der Rede werth. Aber freilich, Beweise ablegen müsse man, insonderheit durch Freigebigkeit, daß man der Wohlthaten der Freimaurer würdig sei.

Dem guten Jakob Simplicius ging bei solcher Beredsamkeit mehr und mehr das Licht, nein, eine wahrhafte Fackel des Glaubens auf. Um so mehr, da Schwester und Schwager Schäfli die Orakelsprüche der Frau Sibylle vollkommen bestätigten und zwar mit einer Begeisterung, welche Jakobum überzeugten, die beiden müssten die ihnen in Aussicht gestellten „Geschenke“ bereits empfangen haben. Und warum sollte er diese Ueberzeugung nicht haben? Waren doch — wunderbar zu sagen! — die Schäfli selber überzeugt, die ihnen vonseiten der Frau Gimmelig gemachten Versprechungen seien bereits erfüllt. Angesichts dieser aktenmäßig feststehenden Thatsache dürften selbst die Jeremiasse der wiener und berliner Kirchenzeitungen zugeben, daß in Israel noch immer eine erkleckliche Portion Glauben zu finden sei.

Frau Jakobäa zwar gab ihren Widerstand gegen die Bestrickung ihres Mannes durch die „Schlangengosche“ —

wie sie Frau Gimmeligs beredsames Mundstück rücksichtslos-drastisch bezeichnete — noch nicht auf, aber sie wurde überstimmt. Dem Jakob ging der zu erwartende, „mindestens“ 15,000 Gulden werthe „G'werb“ wie ein Mühlrad im Kopf herum, dessen nie besonders gut bestellt gewesene Regierung dadurch in völlige Anarchie aufgelöst wurde. Frau Sibylle konnte unschwer bemerken, daß der Zweck ihrer Fahrt nach Tannenbach vollständig erreicht worden sei: das ausersehene Opfer hielt so lammfromm sein Fell zum scheeren hin. Warum sollte jene zögern die Scheere anzusetzen?

4.

In der That, sie zögerte nicht lange. Schon vier Tage nach ihrem ersten Besuch in Tannenbach kam sie abermalen angefahren und zwar ohne Begleitung. Frau Jakobäa war allein zu Hause und es steht zu vermuthen, daß sie der über die maßen zuthunlichen Besucherin nicht eben den freundlichsten Willkomm geboten habe. Aber soll sich ein fühlend Herz, das am wohlthun seine Freude findet, durch derartige Inkonvenienzen von seinen hohen Zwecken abbringen lassen? Bewahre!

„Maul' du, wie du willst,“ dachte Frau Sibylle und zog mit großartigen Gebärden einen Brief aus der Tasche, welchen, sagte sie, der Herr Oberst Mildherz an der „Marktgasse“ der Hauptstadt an seinen guten Freund Jakob Simplicius geschrieben. Diese Epistel lautete nicht anders, als von einem Präsidenten der „Wohlthäter“ zu erwarten war. Der Herr Oberst kündigte Simplicio an, er „wollte für 70,000 Franken sorgen“, welche Simplicius demnächst erhalten werde. Er, der Herr Oberst, lebe der Erwartung, daß Jakob „sein Glück nicht mit Füßen treten würde“. Als Moral der Fabel kam hintennach der erste Zwick mit der Scheere: Frau Gimmelig forderte von der Jakobäa

60 oder 100 Franken, natürlich nicht etwa für sich, sondern für „höhere Zwecke". Frau Jakobäa erklärte rundweg, sie könnte sich auf so etwas nicht einlassen. Da kam aber der Jakob nach Hause und nun nahm die Sache eine günstigere Wendung. Die Siebenzigtausendfranken-Epistel wurde vorgebracht und gefiel ihr Inhalt dem Manne höchlich. Weniger allerdings gefiel ihm, daß er, statt Geld zu bekommen, vorderhand welches geben sollte. „Wenn Sie das Geld nicht hergeben, so ist alles nichts. Sie müssen dadurch dem Herrn Oberst beweisen, daß Sie freigebig sind. Wer das nicht ist, von dem zieht der Präsident der Freimaurer alsbald seine Hand ab." — „Aber wozu ist denn das Geld, was ich hergeben soll, bestimmt?" — „Das darf ich nicht sagen."

Mit diesem Bescheide begnügt sich Jakobus. Er holt aus der Kammer 50 Franken, er geht zu einem Nachbar, um von demselben weitere 50 Franken zu entlehnen. Als er die 100 Franken an Frau Sibylle übergibt, sagt er so beiläufig etwas von einem ihm auszustellenden Schuldschein. Sie aber schnell und hochherab: „Das darf nicht sein, sonst ist alles umsonst! das Geld muß nur so „„sonst"" anvertraut sein und Sie dürfen von dem ganzen Handel keinem Menschen etwas sagen."

Sprach's, die „Schlangengosche", und verschwand mit ihrer Beute. Abermals jedoch ließ sie nur vier Tage verstreichen, bis sie wiederum in Tannenbach erschien. Wiederum mit einem Brief an den „werthgeschätzten Herrn" Simplicius ausgerüstet, worin der Herr Oberst für die empfangenen 100 Franken „ehrerbietigst" dankte, seinem freigebigen Freunde zu den mehrerwähnten 70,000 Franken hin noch ein „schönes Heimwesen" versprach — Simplicius sollte sich ein ihm zusagendes nur ungenirt in der Umgebung der Hauptstadt aussuchen — schließlich jedoch abermalen 50 „Fränkli" oder „mehr" verlangte.

Wer konnte einem solchen „Präsidenten der Wohlthäter" etwas abschlagen? Jakobus gab die 50 Fränkli und fuhr mit der Frau Gimmelig nach der Stadt, um sich in der Nach-

barschaft derselben ein „Heimwesen" auszusuchen. Er fand auch wirklich eins, welches ihm ganz besonders gefiel „von wegen dem Baumgarten". Bei Gelegenheit dieser Auskundschaftung zeigte Frau Sibylle unserm Simplicius ein schönes Haus, welches, sagte sie, der Herr Oberst um die Summe von 23,000 Gulden angekauft und ihr geschenkt hätte. Schwager und Schwester Schäfli, bei welchen Jakob einsprach, bestätigten eifrigst dieses und alles andere Mögliche und Unmögliche. Sie redeten Simplicio zu, er sollte nur Geld hergeben, so viel er auftreiben könnte: es werde ihm ja doch hundert- und hunderttausendfach ersetzt. Darauf gab der Glaubenseifrige an jenem Tage, soviel er noch bei sich hatte, nämlich 35 Franken, gab sie um so bereitwilliger, als Frau Gimmelig sich herabließ, ihm zu sagen, wozu das Geld bestimmt sei. Der Herr Oberst Mildherz habe nämlich eine Tochter, für welche er große Zärtlichkeit hege. Diese liege dermalen schwer krank zu Morgenthal im Kanton Bern. Auf ihre Heilung müsse das Geld eines „braven" Mannes verwendet werden, so eines Mannes vom Schlage Jakobi Simplicii, „ehrlich erworbenes Geld".

Schon am 2. Juni war Frau Sibylle wiederum in Tannenbach, kläglich vorstellend, die 35 Franken hätten nicht gewirkt und es sei mit der Tochter des Herrn Oberst „nicht besser worden", weil „Frau Schäfli das Geld gesehen hat". Jakobus durfte natürlich nicht anstehen, der kranken Tochter seines Wohlthäters in fide et spe nach Kräften beizuspringen, und übergab daher seiner Freundin Gimmelig 150 Franken. Fünf Tage darauf beglückte sie ihn bereits wieder mit ihrer Gegenwart. Ach, du lieber Himmel, auch die 150 Franken hatten keine Wirkung gethan! Es sei gewiß kein „gutes" Geld gewesen und müsse daher „anderes" geschafft werden. Diese Pille war aber gehörig überzuckert. Denn, sagte die süße Frau Gimmelig, der liebe Herr Oberst habe das bewusste Heimwesen in aller Stille schon für den wackern Jakob angekauft; aber dieser solle beileibe ja noch keine Silbe von der Sache verlauten lassen.

Gehorsam schwieg Simplicius und gab 250 Franken her, wofür ihm die Empfängerin vonseiten des Herrn Oberst noch gütigst mittheilte, dieser wünschte, daß Jakob sein Amt als Rekrutendriller aufgäbe, weil er ja doch „die Anstrengung nicht verleiden (ertragen) möge und das Dreckstampfen fürder auch gar nicht nöthig habe“. Der gute Mann kam dem aus so zarter Rücksicht für seine Gesundheit geflossenen Wunsche getreulich nach, indem er bei der ersten Gelegenheit seinem Vorgesetzten technisch-drastisch erklärte, „er wolle keinen Dreck mehr stampfen“ . . . .

Und weiter und weiter ging die Komödie, in ihrem Vorschritt von Scene zu Scene so lächerlich absurd sich gestaltend, daß es rein unmöglich wird, den Mann zu bemitleiden, welcher sich durch eine so abgeschmackt plumpe Gaukelei betrügen ließ. Der Wohnsitz des Herrn Mildherz war kaum eine halbe Tagereise von dem unseres Simplicius entfernt. Warum fiel ihm nie ein, einmal hinzugehen, um von dem „Präsidenten der Wohlthäter“ Aufschluß sich zu erbitten? Aber freilich, er stand so willenlos unter dem Einflusse der Betrügerin, daß er schlechterdings nicht wagte, ohne Wissen und Willen derselben irgend etwas zu sagen oder zu thun. Sie ihrerseits sorgte schon dafür, den Verstrickten gar nicht mehr zu Athem kommen zu lassen.

Nur wenige Tage nach ihrem letzten Beutezuge nach Tannenbach kam Frau Gimmelig wieder, that sehr ängstlich und sagte, der Herr Oberst selbst sei schwer erkrankt. Die Herstellung desselben erfordere „viel und lauter reines Geld“, sowie einen „Vierling Zwetschgen, keine mehr und keine weniger“. Jakob schaffte Zwetschgen und Geld, von letzterem in immer kürzeren Zwischenräumen immer größere Summen, 400, dann 600, dann 1000, dann 1800, dann 2000 Franken und so weiter. Die sibyllinischen Forderungen wuchsen lawinenmäßig. Um aber den armen Simplicius bei guter Laune zu erhalten, variirte Frau Gimmelig ihr Thema mannigfach. Bald kündigte sie dem Jakob den Besuch seines Wohlthäters an, bald „böserte“, bald „besserte“ es wieder mit dem Millionenmann. In der ersten Hälfte

des Juli schrieb sie nach Tannenbach, so viele hundert Franken der Jakob schicke, so viele Jahre würde der Herr Oberst noch leben. Simplicius trieb 3000 Franken auf und schickte ihr die ganze Summe. Als Antwort schrieb sie: „Oh, welche Freude! Oh, welche entzückende Freude! Aber auch welches Erstaunen! Der Herr Oberst kann jetzt noch dreißig Jahre leben. Herzlichen Dank vom Herrn Oberst und der ganzen Familie!“ Etliche Tage darauf schickte der unermüdliche Jakob abermals 600 Franken und empfing zum Dank einen Brief, worin Frau Sibylle meldete: „Ich habe gestern Abends 6 Uhr die 600 Franken erhalten. Um halb sieben Uhr bin ich beim Herrn Oberst gewesen und hab' ihm das Geld in die Hand gedrückt. Alsbald hat der kranke Mann wieder reden gekonnt und hat gesagt: „Oh, du lieber Simplicius!“ und dabei sind ihm die Freudenthränen aus den Augen gelaufen.“

Ein Faden in diesem unerhört dreisten Lügengewebe war Wahrheit. Der Herr Oberst Mildherz nämlich war wirklich erkrankt und zwar rettungslos. Zu Anfang Augusts starb er. Bei der Stellung, welche der Millionenmann eingenommen, war sein Tod ein öffentliches Ereigniß, dessen Kunde mit Blitzesschnelle durch das Land ging. In das simplicische Haus zu Tannenbach muß sie so recht wie Blitz und Donner geschlagen haben.

Es kam aber alsbald Trost und Stärkung in Gestalt eines Sendschreibens der theuren Frau Gimmelig. Denn kaum hatte diese vernommen, daß der Herr Oberst hingegangen, „wo kein Licht mehr scheinet“, als sie sich mit dem ganzen Heroismus des Humbugs hinsetzte und an Jakob Simplicius, Erdreckstampfer zu Tannenbach, also schrieb: „Oh, welch' trauriger Bericht! Unser Wohlthäter ist entschlafen. Wenn Ihr aber noch etwas thun könnet, so wird er wieder lebendig! Es müssen aber wenigstens 600 Franken sein“. Frau Sibylle ließ es beim schreiben nicht bewenden, sie sandte noch die Frau Schäfli als Trostbötin nach Tannenbach, wo sich die Gute vernehmen ließ, „der Herr Oberst sei todt, allweg; aber es sei nur ein Nervenschlag und der

Todte könne wieder gerettet werden: 1) weil er ein Geist sei, 2) weil er als Freimaurer das Gebot nie übertreten habe und 3) weil er die Macht eines Apostels habe, wieder aufzustehn".

Und siehe, Jakobus Simplicius gläubete!

Lass' dir, theurer Leser, darob nicht etwa den Verstand stillstehen. Es ist schon genug, daß er Jakobo stillgestanden, — ach, und wie!

Gläubete also, der arme Jakob, und that einen letzten Ruck, machte eine übermäßige Anstrengung, um den hohen Wohlthäter wieder von den Ufern des Acheron zurückzurufen, und brachte erst die verlangten 600, dann auf abermaliges Verlangen noch 1000 Franken zusammen und schickte die Gelder dahin, wohin er schon so viele geschickt hatte. Am 14. September empfing er mit der Bescheinigung richtigen Empfangs zugleich die frohe Botschaft, daß am nächsten Montag „ihr Wohlthäter ihnen wieder werde geschenkt werden", und etliche Tage später die noch frohere, „der Herr Oberst sei wirklich wieder vom Todesschlaf erwacht; es bedürfte jedoch zu seiner völligen Wiederherstellung noch etzlichen Geldes".

Und siehe, Jakobus gläubete und mühte sich in seinem Glauben verzweiflungsvoll, neue Gelder aufzutreiben. Denn sein Wille war stark, aber sein Kredit war futsch . . . Sela.

Der Unglückliche hatte nicht Rast noch Ruhe mehr. Nach schlaflosen Nächten verbrachte er die Tage mit neuen Versuchen, Geld herbeizuschaffen. Sein Wahn hatte mälig die Gestalt einer fixen Idee angenommen. Er glaubte, daß er sich „schwer versündigte", wenn er den Herrn Oberst nicht rettete, und doch vermochte er es nicht. Gepeinigt einerseits durch die ewigen Forderungen der Frau Gimmelig, gequält andererseits durch die Unmöglichkeit, diese Forderungen ferner zu befriedigen, wurde der Arme in unabläſſiger Seelenangst umgetrieben.

Seine Frau Jakobäa nicht minder. War es für sie schon eine unerträgliche Pein, ihres Mannes Geheimniß vor aller Welt verbergen zu müssen, so wurde die Qual

ihrer Lage noch dadurch erhöht, daß sie trotz des felsenfesten Glaubens ihrer Familie dennoch immer wieder das wahre Wesen der Frau Sibylle erkannte. Freilich auch nur auf Augenblicke. Die gute Jakobäa litt aber noch unter einem andern Motive der Beängstigung. Ihr Mann sollte für das, was er gab, so unmenschlich viel Geld zurückerhalten? Konnte das „mit rechten Dingen" zugehen? Nein! Das Geld sollte von dem Herrn Oberst Mildherz kommen. Woher hatte dieser seinen ungeheuren Reichthum? Von den „Alunen", wie jedermann wusste. Also darauf wollte das Ding hinaus? Ihr Jakob sollte in das Teufelszeug hineingezogen werden? Er musste gewiß „etwas unterschreiben" oder, gerade herausgesagt, „seine Seele dem Teufel verschreiben", ja, ja! . . . Ob wohl die Prediger der „Umkehr zur kindlichen Gläubigkeit der guten alten Zeit" — wir meinen die ehrlich-dummen — noch so fest hierauf beständen, wenn sie sich mal das Elend klar machen würden, welches unter das Dach des Jakob Simplicius eingezogen war?

Bis zum November 1859 spielte das aberwitzige Stück vom todten und wiedererstandenen Millionenmann. Dann hörte es auf, denn Jakob war jetzt ein Bettler. Das Schaf war nicht nur völlig kahl geschoren, es hatte sogar eine beträchtliche Partie fremder Wolle der eigenen nachgeworfen. Ohne Bild, Jakob Simplicius hatte sich von der Sibylle Gimmelig nach und nach die Summe von 14,000 Franken ablügen lassen, eine Summe, die so weit über sein eigenes Vermögen ging, daß seine Gläubiger, bei denen er unter allerlei Vorwänden Geld aufgenommen hatte, Anstalt trafen, ihn wegen Betrugs kriminaliter zu belangen. Das machte endlich die ganze Schwindelblase platzen.

5.

Falls dem absoluten Blödsinn überhaupt Tragik innewohnen könnte, so würde ich sagen, daß mit Vorstehendem die tragische Seite dieser Geschichte erledigt sei. Jedenfalls kommen wir jetzt zur komischen, die ich unsern stoffhungrigen Komödienschreibern hiermit zu geeigneter Berücksichtigung empfohlen haben will.

Frau Sibylle Gimmelig wohnte, seitdem die simplicischen Gelder flüssig geworden, nicht mehr bei den Schäfli, sondern zuerst in der Stadt, dann in einer „Außengemeinde" derselben. Sie hatte sich auf großartigem Fuß eingerichtet und warf das Geld etliche Monate lang mit vollen Händen weg. Ihre Mägde glaubten, sie sei eine „Rennthierin". Sie hatte auch ihren Tropf von Mann zu sich genommen, aber er war nur ihr erster Bedienter, dessen sie sich bei ihren Schwindeleien als eines Schreibers bediente. Er musste ihr unbedingt zu Willen sein; denn, wie er nachmals vor Gericht angab, „sonst hätte sie ihn verzehrt". Es waltete in diesem Weibe ein dämonischer Hang, zu lügen, zu betrügen, Unfug zu stiften; auch ein gewisser Humor der Schelmerei und nicht minder endlich eine zügellose Sinnlichkeit. Aus dieser entsprang, wie übrigens hier nicht weiter erörtert werden kann, ihre beharrliche Simulation, krank zu sein. Ihr Mann musste fortwährend nach Aerzten rennen. Sie hatte deren nach und nach nicht weniger als fünfzehn. Zuletzt, vom Juli an, einen jungen angehenden Arzt, meinen Herrn Doktor Habakuk Hoffegut. Diesen behielt sie und machte ihn zum Helden eines Lustspiels, welches sie in Scene setzte, wie folgt.

Seine Patientin, in welcher der junge Arzt ihrer ganzen häuslichen Einrichtung zufolge eine sehr wohlhabende Frau sehen musste, erkor ihn zu ihrem Vertrauten. Sie schilderte ihm ihre Vermögensumstände und erzählte ihm auch von ihrer Tochter Babette, welche beim Herrn Gemeindeammann Hintz in Bern erzogen werde. (Die zärtliche

Mutter hatte also vergessen, daß diese ihre Tochter früher Sophie hieß.) Der Herr Oberst Mildherz sei der Pathe des jungen Mädchens und habe demselben bereits kolossale Schenkungen gemacht, nicht weniger als 30,000,000 Franken. Als mein Herr Doktor Hoffegut — er war unlängst zu Basel gedoktert worden — über einen so millionärisch freigebigen Pathen die Augen sperrangelweit aufriß, kam zu seiner Vergewisserung hinter einem dünnen Schleier die uns schon bekannte Legende wieder zum Vorschein, daß nämlich der Millionenmann nicht allein der geistliche, sondern auch der leibliche Vater der schönen Babette sei.

Nun wohl, mein Herr Doktor gläubete an die Babette und ihre 30 Millionen Mitgift. Warum auch nicht? Sollte etwa der fürtreffliche junge Mann gegen das Heil des alleinseligmachenden Millionenglaubens unserer Zeit ketzerisch sich verhärten? Mit nichten, und gewiß um so weniger, als ihm ja dieses Heil immer lieblicher und lockender sich darstellte. Nämlich, die hochherzige Frau Sibylle ging nach den erwähnten Präludien mit der Eröffnung heraus, daß Dreißig-Millionen-Babettli sollte den jungen Arzt heiraten, zum Danke dafür, daß derselbe sie, die arme kranke Mutter, so geschickt und treufleißig behandelte.

Meinem jungen Herrn Medicinmann wurde bei der plötzlichen Eröffnung dieser Aussicht in das Zauberland einer märchenhaften „Fortune“ etwas schwindelig. Hunderttausende, was sag' ich? Millionen von güldenen Napoleonen tanzten ihm „sinnverwirrend und herzbethörend“ vor den Augen herum. Nachdem er sich wiederum einigermaßen gefasst und erkannt hatte, daß ihm alles Ernstes eine Dreißig-Millionen-Braut so zu sagen auf dem Teller präsentirt werde, griff er als praktischer Schweizer frisch zu. Immer frischer dann, als das Gold-Babettli aus freien Stücken von Bern her eine gar anmuthige Korrespondenz mit ihm eröffnete. Geschah das zu Anfang Septembers, wo unser praktischer Jüngling einen Schreibebrief erhielt, unterzeichnet „Babette Drollinger“ und vermeldend, wie glühend dankbar die Schreiberin gegen den Herrn Doktor gesinnt sei von

wegen der fürtrefflichen Behandlung ihrer Frau Mutter durch ihn und wie sehnlich sie wünsche, diesen Dank ihm auch persönlich abzustatten, zu welchem Zwecke sie eine Zusammenkunft im Heinrichsbade bei Herisau vorschlug.

Wer vermöchte solcher Liebenswürdigkeit einer Dreißig-Millionen-Schönen zu widerstehen? Unter Vermittelung der Frau Mutter, durch deren Hände die ganze Korrespondenz ging, drückte unser junger Medicinmann seine wohlstilisirte Rührung aus über des Fräuleins reizendes Entgegenkommen, sowie die Versicherung, daß er im Heinrichsbade nicht fehlen würde. Fehlte auch wirklich nicht daselbst, reis'te in Gesellschaft der hochherzigen Frau Mutter hin. Wer aber nicht kam, war das Gold-Babettli. Schlimm das, aber begreiflich; denn, hieß es in einem statt der Schönen anlangenden Briefe, ihrem Götti Hintz seien 80,000 Franken gestohlen worden. Mein Herr Doktor begriff, daß einem oder einer eine solche „Familienangelegenheit" wohl die Reiselust vertreiben könne, und tröstete sich mit einer bezaubernden Epistel, welche er bei seiner Nachhausekunft vorfand und worin die Güldene schrieb: „Theuerster Herr Doktor! Legen Sie doch mein Ausbleiben im Heinrichsbad nicht falsch aus. Könnten Sie in mein Inneres sehen, wie es darin glüht von wahrer Freundschaft, die an Liebe gränzt, so würden Sie nicht zweifeln. Nie hab' ich geglaubt, daß die Sehnsucht nach einem theuren Freund mich so quälen könnte." In der Inbrunst ihrer Gefühle vergaß die junge Briefschreiberin, daß sie eigentlich den „theuersten Herrn Doktor" noch gar nicht gesehen, und schrieb frischweg: „Wiedersehen sind meine süßesten Träume. Verzeihen Sie meine zuvorkommende Gesinnung. Ihre Babette Drollinger."

Die süße Babette! Welche reizende Zuvorkommenheit! Mein Herr Doktor Hoffegut ging herum wie eine bis zum Zerspringen geladene Armstrong-Kanone, berstend schier vor Zukunftsglückseligkeithochgefühlen. Nicht auszuhalten, so ein geladener Zustand! „Dichter lieben nicht zu schweigen", hat ein gewisser Göthe gemeint; aber Verliebte noch weniger und Glückliche am allerwenigsten. Mein der Arznei- und

Verheiratungskunst Beflissener hatte einen Herzensfreund. Wer wähnte nicht einen solchen zu haben, so lange man jung und dumm? Diesem Bruderherz oder Herzbruder schoß er die Hoffnungsladung seiner Seele ins Gesicht. „Hör' mal, du, im engsten Vertrauen.“ — „Natürlich, kannst dich drauf verlassen.“ — „Denk' dir, könnt' jetzt Eine haben mit 'ner Million.“ — „Was? Bist wohl letzköpfig!“ — „Bewahre! Wenn ich der Tochter nur halb so gut gefalle wie der Alten, so ist das G'schäftli im Reinen.“

Ein merkwürdig eitler und selbstgefälliger Junge, nicht wahr? Behüte, behüte! Er sagte nur die Wahrheit, maßen er der „Alten“ in der That höchlich gefiel. Bezeugte doch die hochherzige Frau Sibylle ihr Wohlgefallen an dem jungen Manne nicht allein mit Worten, sondern auch mit Werken, indem sie demselben während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft nach und nach Geschenke im Betrage von mehr als 1000 Franken machte.

Bei einer späteren Gelegenheit fragte der also Honorirte seinen Freund: „Was meinst, wie viele Millionen hat meine Braut?“ — „Wie viele? Hm, ich will sagen drei.“ — „Lange nicht genug gerathen! Mußt eine Null zu der Ziffer 3 hinzuthun.“ — „Herrschaft! Dreißig? Famos! Pompos! Pyramidalisch!“ — „Ja, es thut's. Sobald ich das Geld habe, bekommst du auch 100,000 Franken.“ Man sieht, unser glückseliger Millionen-Bräuterich war ein generöser Bursche. Schade, verteufelt schade, daß solche generöse Bursche in der Regel keine Millionäre sind. Sein Herzensfreund hielt ihn aber jedenfalls von Stund' an für einen „sehr gelungenen Kerl“, wahrscheinlich sogar für einen großen Mann.

6.

Im September 1859 fuhr eines schönen Morgens unser Herr Doktor in Gesellschaft seiner zukünftigen Schwiegermama in einem Eisenbahnwagen erster Klasse nach der Bundeshauptstadt Bern. Seine Mittel erlaubten ihm das; denn er hatte zu dem Zwecke, den Reisezahlmeister zu machen, eine goldschwere Börse von seiner Patientin und Begleiterin erhalten. Seine Laune war glorios: dampfte er doch der Erfüllung seiner Hoffnungen entgegen. Die süße Babette hatte ihn zu einer Zusammenkunft in das Gasthaus zum Bären in Bern geladen.

Aber es waltet auch über diesem zweiten Zusammenkunftsprojekt ein eigener Unstern. Mein Herr Doktor Hoffegut wartet der Ersehnten im Bären einen Tag, zwei Tage lang. Sie kommt nicht. Seine Sehnsucht wird zum Fieber, seine Geduld ist zu Ende. Er dringt in die verehrte Schwiegermama in spe, ihm doch endlich den Anblick ihrer Tochter zu verschaffen. Frau Sibylle geht aus und kommt nach etlichen Stunden mit der Botschaft zurück, der Herr Götti wolle Babette nicht aus dem Hause lassen, weil ein Herr Soundso aus Niflheim da sei, welcher Absichten auf das Mädchen habe und von dem Herrn Götti begünstigt werde.

Was? Ein Nebenbuhler? Quer das, verteufelt quer!... Ich weiß nicht bestimmt, ob unser Kandidat des Millionarismus bei dieser passenden Gelegenheit sich daran erinnerte, daß ein sicherer Shakspeare mal gesagt hat:

„Was ich nur je in Büchern las und was ich
Erzählen hört' in Märchen und Geschichten,
Bestätigt mir, daß treuer Liebe Weg
Nie führt die Liebenden auf eb'ner Bahn" —

aber was ich bestimmt sagen kann, ist, daß die geneigte Leserin dieser Historie nicht den entferntesten Grund hat, für ihre Nerven bange zu sein. Unser Herr Doktor war viel zu gescheid, den Horribilikribrifax spielen zu wollen, — behüte! Es gab keine tragischen Wuthblicke, keine Herausfor-

derung, kein Degenschleifen, kein Pistolenladen. Eine „praktische“ Jugend der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist über derartigen romantischen Schnickschnack so ziemlich hinweg. Kurzum, unser vortrefflicher junger Mann ließ den Nebenbuhler Nebenbuhler sein und hob sich von dannen, zu fahren gen Thun, allwohin Frau Sibylle in „möglichster Bälde“ mit ihrer Tochter nachzukommen versprach.

Diesmal wartet der treue Schäfer nicht vergebens, nein, beim Jupiter! Wer fährt nach etlichen Tagen vor dem Gasthause zur Krone in Thun vor? Wer anders als die theure Frau Sibylle? Und zwar nicht allein, sondern — oh, du glückseliger Medicinmann! — in Gesellschaft einer „niedli-netten“ jungen Dame mit Krinoline, Amazonenhütlein, Schleier und allem sonstigen Zubehör. Das Heil ist erschienen, die Sonne der Erfüllung ist aufgegangen, die Dreißig-Millionen-Babette ist da!

Und siehe, er sah sie an und sie sah ihn an, und es war akkurat so, wie wenn ein brennendes Schwefelhölzchen in einen Bund Stroh fällt. Wie das brannte und loderte! Man kann es anständiger Weise nicht in Prosa beschreiben, man muß Verse citiren:

„Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist die Liebe? Sag'!“
„Zwei Seelen und kein Gedanke,
Zwei Köpfe und kein Hirn.“

Das reimt sich allerdings nicht, indessen sollen ältere Leute meinen, es sei doch nicht so ganz ungereimt.

Aber zum Henker mit der nach Essig riechenden Weisheit des Alters! Es lebe die Jugend, das Leben, die Liebe! Kellner, Champagner auf den Tisch, damit unser Habakuk mit seiner Babette anklinge!

So geschah's auch und es war eine „gemüthliche“, fröhliche Abendmahlzeit in der Krone zu Thun.

Ich sagte der hoffnungsvolle Jüngling habe mit seiner Babette angeklungen, und dazu war ich vollauf berechtigt, denn die Vereinigung dieser beiden jungen liebebedürftigen

Herzen bewerkstelligte sich, wie in unserer Zeit so vieles, mit Dampf. Nach einer Nacht voll goldener Träume machte nämlich unser Herr Doktor folgenden Tages mit seiner Erwählten eine Landpartie. „Da“, — so gab er nachmals zu den Akten — „da wurden wir einig, denn sie hatte mich gern und ich sie. Es war alles bald abgemacht.“

Doch noch nicht so ganz alles, du glücklicher Zukunftsmillionär!

Die niedli-nette Babette erklärt, sie müsste nach Spindelnheim, dem Wohnsitze des hochseligen Herrn Oberst Mildherz, und zwar „in Erbschaftsangelegenheiten“, werde aber binnen einiger Tage wiederkommen. „Ach was“, sagt Frau Sibylle, „es handelt sich ja nur um 15,000 Franken. Was willst du dich wegen des Bettels verinkommodiren!“ Babette ist jedoch anderer Ansicht, und obwohl ihr Bräutigam sie ungern abreisen sieht, so erblickt er in ihrer Sorglichkeit doch eine weitere Bürgschaft seines Glückes. Mutter und Tochter reisen ab, nachdem bestimmt worden, daß mein Herr Doktor sie im Hôtel Ritschard in Interlakan erwarten sollte.

Dort erscheint bei dem Harrenden die Mutter allein, weil, sagt sie, die Tochter „Geschäfte halber“ noch in Bern zurückgehalten werde. Der Bräutigam trägt seine Sehnsucht unter den prächtigen Nußbäumen von Interlaken spazieren und ißt im Kursale Gefrorenes, um seines Herzens Gluten zu dämpfen. Folgenden Tages kommt die Braut, aber leider muß sie — oh, die verhenkerte „Erbschaftsangelegenheit!“ — sehr bald wieder abreisen.

Zum Troste des jungen Mannes bleibt seine Frau Schwiegermama bei ihm.

Im berner Oberland auf splendidem Fuße zu reisen kostet aber, wie wohlbekannt, nicht wenig Geld und demzufolge geschah es, daß die Reisekasse der Reisegesellschaft Sibylle und Habakuk — sie hatte etwas mehr als 1200 Franken enthalten — nach dreiwöchentlicher Benützung leer war. Kein Wunder daher, daß gerade zu dieser Zeit der arme Jakob Simplicius in Tannenbach zur gänzlichen Her-

stellung des aus dem Grabe wiedererstandenen Millionenmanns so nachdrucksam in Anspruch genommen wurde. Die Rückreise wird angetreten. Frau Sibylle bleibt in Aarau zurück, wo sie „Geschäfte hat", und mein guter Herr Doktor hat die Freude, bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt seines Heimatlandes sofort seine theure Millionenbraut zu treffen.

Aber, um's Himmelswillen, was ist denn das? Der An- und Aufzug des jungen Mädchens sieht ja gar nicht millionenmäßig aus! Mein Herr Doktor stutzt, fragt, drängt, inquirirt. Das junge Mädchen bricht in Thränen aus und fleht ihren Bräutigam um Verzeihung an, weil sie eigentlich keine dreißig Millionen schwere Babette Drollinger, sondern eine arme Weißnähterin, Namens Kleophea Leichtfuß ... Sie hat sich von der Frau Sibylle Gimmelig gewinnen und abrichten lassen, deren Tochter vorzustellen und die Millionenbraut zu spielen.

Spiegelfechterei der Hölle! Aermster aller Zukunftsmillionäre, halte deinen Hut vor's Gesicht, damit wir in diesem schrecklichen Augenblicke deine Mimik nicht sehen.

Du gibst jedoch das Spiel noch nicht gänzlich verloren. Das müsste denn doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein junger Mann von wissenschaftlicher Bildung aus dem Schiffbruche so kolossaler Hoffnungen nichts, gar nichts zu retten wüsste.

In drohendem Tone wendet sich mein Herr Doktor an die Ex-Schwiegermutter. Sie bestellt ihn zu einer Zusammenkunft in Aarau. Dort sagen sich die beiden verschiedene umgekehrte Höflichkeiten und mein junger Medicinmann stellt schließlich Madame das Ultimatum: Entweder eine Entschädigungssumme oder gerichtliche Belangung. Sie: „Wie viel wollen Sie denn zur Entschädigung haben?" — Er: „Zehntausend Franken." — Sie: „Bah, schreien Sie doch nicht so wegen so eines Lumpengelds! Sie sollen den Bettel haben." Und großartig setzt sie sich hin und schreibt dem Doktor einen auf 10,000 Franken lautenden Schuldschein. Froh des Besitzes dieser kostbaren Urkunde,

eilt unser Gentleman heim und manifestirt, daß er ein fühlendes Herz in der Brust trage. Denn siehe, er verzeiht nicht nur der Jungfer Kleophea Leichtfuß vollständig, sondern verlobt sich auf's neue feierlich mit ihr, beifügend, er wolle mit ihr nach Amerika auswandern, sobald er das Reisegeld, d. h. die bewussten 10,000 Franken, einkassirt haben werde.

In dieser unserer Welt, deren bedenkliche Unvollkommenheit, ja gänzliche Nichtigkeit und Verworfenheit lange vor Herrn Arthur Schopenhauer schon verschiedene Propheten, Heilande und Kirchenväter entdeckt und gepredigt haben, — in dieser unserer Welt, sag' ich, haben leider gerade die edelsten Aufschwünge und großmüthigsten Absichten häufig widerwärtigste Hindernisse zu befahren. Zwar führte unser weiland Leibarzt einer hochherzigen Frau Sibylle seine Exmillionen-Braut für etliche Tage in die Bäder von Baden im Aargau und stellte sie der dortigen Gesellschaft als sein „liebes Fraueli" vor. Allein nach der Heimkehr von Baden schlug sein hitziges Liebesfieber plötzlich in ein kaltes um. Nicht etwa in Folge der Bestandlosigkeit alles Irdischen im allgemeinen, auch nicht in Folge jener Unbeständigkeit im besonderen, welche die Männer den Frauen und die Frauen den Männern herkömmlicher Weise vorzuwerfen pflegen, sondern rein nur aus nationalökonomischen Gründen. Die Schuldverschreibung der Frau Gimmelig konnte schlechterdings nicht realisirt werden, weil besagte Dame derweil von polizei- und gerichtswegen sehr ungalant behandelt, d. h. als Schwindlerin von Distinktion eingethürmt und angeklagt worden war. Dieses „untoward event" verleidete unserem Medicinmann seine Europamüdigkeit und zugleich seine arme Braut Kleophea, mit welcher er das in den Bädern von Baden begonnene idyllische Dasein im „fernen Westen" hatte fortsetzen wollen.

Ach und krach, das Ideal hatte jetzt überhaupt ein Ende und die Kriminalgeschichte hob an. Als unser hoffnungsvollster aller Doktoren eine Ladung vor das Schwurgericht erhielt, um vor demselben die Denkwürdigkeiten seiner

Erlebnisse als Leibarzt der Frau Sibylle und als Millionen-Bräutigam zu erzählen, stieg ihm das Blut so zu Kopfe, daß er eine heftige Augenentzündung bekam. Half aber nichts, er musste heran. Aermster aller Habakuke und Zukunftsmillionäre! Wir getrösten uns jedoch der Hoffnung, deine unbehagliche Situation als Rhapsode deiner Berner-Oberlands-Odyssee im Schwurgerichtssale könnte auf unternehmende Jünglinge, welche nach Millionenbräuten trachten, erbaulich und beschaulich gewirkt haben.

Hiermit: exeunt omnes und zwar die „niedli-nette“ Kleophea-Babette für vier Wochen an den Schatten, Herr Bonifaz Gimmelig für achtzehn Monate und die sinnreiche Frau Sibylle für zehn Jahre ins Zuchthaus.

Der Decemberschrecken.

O, my offence is rank, it smells to heaven.
Hamlet, III, 3.

1.

Der 24. Februar von 1848 hatte in Paris die Republik improvisirt und Frankreich dieses Impromptü sich gefallen lassen. Nicht etwa, wie man gefabelt hat, aus Ekel über die „Korruption der Regierung des Bürgerkönigs“, sondern vielmehr nur aus Ueberraschung und in der Angst des Augenblickes. Noblesse und Bourgeoisie schrieen: „Vive la république!“ mit, auf daß nicht, wie sie fürchteten, geschrieen würde: „Vive le communisme!“ und mit dem stillen Vorbehalte, die Retterin Republik, welche sie und ihre Besitzthümer heute großmüthig unter den Schutz ihrer Fittige nahm, morgen schon zu verrathen. Ganz in demselben Geiste der „Honnêteté“ sang die Hochwürdige Geistlichkeit am 25. Februar: „Domine, salvam fac rempublicam!“ um schon am Tage darauf die heiligen Kehlen auf das: „Domine, salvum fac regem!“ (oder nach Umständen: „imperatorem!“) einzuüben.

Neulinge im Leben und in der Politik mögen das verwundersam oder gar tadelnswerth finden. Wissende Männer jedoch finden es begreiflich und verzeihlich. Denn wer kalten Blickes und nüchternen Gemüthes unsere Zeit

betrachtet und analysirt, muß erkennen, daß in derselben für die Republik kein Raum und für eine entgötterte, nicht mehr denkende, sondern nur noch rechnende Gesellschaft die zukömmlichste Regierungsform ein „aufgeklärter" Despotismus ist, welcher von den Staatsangehörigen keine Bürgertugend, sondern nur Steuern fordert und Sorge trägt, die Zügel nicht allzu scharf anzuziehen, d. h. nicht so scharf, daß die lieben Unterthanen dadurch verhindert würden, das zeitgemäße Kredo: „Erwerb und Genuß!" zu bekennen und zu verwirklichen.

Es ist eine herbe, in dem Mund eines Republikaners gallebitter schmeckende Wahrheit, aber es ist eine Wahrheit: — die Republik wird auf Erden stets in der Minderheit sein, — wie die Vernunft, wie die Erkenntniß, wie die Gerechtigkeit jederzeit in der Minderheit waren, sind und sein werden. Zu Zeiten jedoch trägt es die Minderheit, weil bei ihr Geist und Begeisterung, Thatkraft und Opfermuth sind, über die Mehrheit davon und überwältigt und bestimmt der reine Sonnenfeuerfunken im Menschen den gemeinen Erdenkloß. Das sind dann die großen Vorschrittsepochen der Menschheit, die Befreiungsfesttage und Völkerfrühlinge, deren periodische Wiederkehr im Weltgeschichtekalender verzeichnet steht.

Die republikanische Improvisation vom 24. Februar war unhaltbar. Schon deßhalb, weil in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen die Republik nur das rothe Gespenst von 1793. Hatte eine rastlose Geschichtefälschung es doch glücklich dahingebracht, daß von den Ueberlieferungen der glorreichen Revolution, ohne welche Europa noch heute bis an den Hals im Unflate des Mittelalters stecken würde, nur die Gräuel der Schreckenszeit im Gedächtnisse der Menge haften geblieben waren. Die Sieger hatten die Geschichte der Besiegten geschrieben und damit Glauben gefunden. Sie hatten auch emsig und erfolgreich sich bemüht, die Thatsache vergessen zu machen, daß der rothrepublikanische Schrecken von 1793 durch den weißroyalistischen von 1794—95 verdrängt worden war und daß die Reaktion „für Thron und Altar", welche sofort

nach dem wirklichen Sterbetag der Republik, dem 9. Thermidor, wo Robespierre einer Koalition der ärgsten Blutmenschen, der lasterhaftesten Schufte, der schamlosesten Betrüger und Diebe mit den jämmerlichsten Zweiächselern erlegen war, die Provinzen Frankreichs zu durchrasen begann, Kanibalismen, massenhafte Kanibalismen in Scene setzte, welche die Septembermetzeleien von 1792, die „Mitrailladen" Collots und die „Noyaden" Carriers an Grausen fast noch überboten. Ja, überboten, weil sie nicht wie die erwähnten fluchwürdigen Abscheulichkeiten im Fieberwahnsinn der Revolution, sondern vielmehr in der kalten Berechnung der „Moderation" begangen, ja häufig geradezu als Vergnügungsmittel und Lustpartieen betrachtet und veranstaltet wurden. In Wahrheit, die thermidorische Reaktion von 1794 schlug, wie hier gelegentlich bemerkt sein mag, zu einer systematisch gegen die Republikaner organisirten und im gemeinsten Räuber- und Meuchelmörderstile durchgeführten Bluthochzeit aus, welche in nicht weniger als 10 Departements von Frankreich schandbar in Scene ging und in der Provence allein Tausende und wieder Tausende von Opfern schlachtete, ohne alle und jede Rechtsform und häufig unter den gräulichsten Umständen. Denn es genügte den als Thermidorianer verkappten Royalisten das Sabriren, Guillotiniren und Füsiliren ihrer gefangenen und wehrlosen Gegner nicht, nein, sie unterwarfen dieselben auch dem Hungertode, dem Lebendigbegraben und dem Kreuzigen. Und, wohl zu merken! die Carriers der Revolution waren durch die Revolution selbst unerbittlich bestraft worden, die Carriers der Reaktion dagegen wurden durch die Reaktion amnestirt und sogar mit „Bürgerkronen" geschmückt[1]) . . . .

Zugleich mit der Republik waren am 24. Februar

---

1) Ueber diese Thatsachen, für welche die auf amtliche Dokumente basirten Beweise beizubringen ich bereit bin — vgl. Bd. VIII, S. 91 fg. den Essay „Für Thron und Altar" — pflegen „korrekte" Historiker leicht hinwegzugehen und in den Kompendien für Geschichtsunterricht werden dieselben wohl gar nicht erwähnt. Natürlich! Es gehört das mit zu dem System der Verleumdung und Verlästerung, welchem man die große

republikanische „Staatsmänner“ improvisirt worden, — Staatsmänner von der Sorte derjenigen, welche etliche Wochen oder Monate später auch in Deutschland grassirten. Die Mitglieder der provisorischen Regierung vom Februar gehörten der überwiegenden Mehrheit nach jener Gattung von Menschen an, für welche man den glücklichen Ausdruck „Bildungsphilister“ erfunden hat. Die schwache Minderheit bestand aus Anhängern der Socialdemokratie. Alle zusammen waren ohne Frage redliche, aufrichtige Patrioten und wohl auch ohne Ausnahme dem republikanischen Glaubensbekenntniß ehrlich zugethan. Aber ebenso zweifellos ist, daß sie ihre Unfähigkeit, die Republik zu begründen, glänzend erwiesen haben. Die Aufgabe war freilich eine schwere, geradezu eine kolossale, und das erbarmungswerthe Schauspiel, eine Riesenbürde auf die Schultern von Zwergen gelegt zu sehen, stellte sich hier wieder einmal recht deutlich dar.

Die provisorische Regierung konnte auf zweierlei Weise versuchen, mit ihrer Aufgabe fertig zu werden, — indem sie die Idee und die Kraft der Revolution entweder nach außen wirken ließ oder aber den demokratischen Gedanken im Innern verwirklichte. Sie begriff und that weder das eine noch das andere. Sie hatte, obgleich mit einer diktatorischen Macht bekleidet, weder den Muth, sich an die Spitze der europäischen Revolution zu stellen, noch den Verstand, in Frankreich selbst der Demokratie die Möglichkeit der Existenz zu sichern mittels Auflösung der stehenden Armee, mittels Decentralisirung der Verwaltung, mittels Vernichtung der bureaukratischen Hierarchie und mittels unerbittlicher Entfernung aller royalistischen Ränkeschmiede von wichtigen Posten. Nichts von alledem! Statt der revolutionären Lavaströme, welche die europäischen Macht-

---

Revolution unterworfen hat und fortwährend unterwirft, — die Revolution, die trotz alledem und aller ihrer verdammlichen Missgriffe, Ausschreitungen und nie genug zu brandmarkenden Verbrechen ungeachtet einer der großen Glückswürfe der Menschheit, eine der größten Förderungen gewesen ist, welche dem Menschengeschlecht auf seiner dornenvollen Entwickelungsbahn zutheil geworden.

haber im ersten Februarschrecken gefürchtet hatten, brachen aus dem à la Republik maskirten Frankreich nur die dünnen Zuckerwasserrieselungen lamartine'scher Friedensmanifeste hervor und statt in Paris die angedeuteten Maßregeln einer praktischen Staatsreform entschlossen in die Hand zu nehmen, ließ man den Kommunismus seine närrischen Theorieen predigen und den Socialismus eben so unzulängliche als kostspielige Experimente machen.

Diese Predigten und Experimente brachten es der erschreckten Bourgeoisie — (es gibt bekanntlich für dieses französische Wort schlechterdings kein dessen Sinn vollständig umfassendes und erschöpfendes deutsches) — rasch zum Bewusstsein, welchen schnöden Undank sie begangen hatte, als sie ihren König Louis Philippe fallen ließ, — jenes unerreichte und unerreichbare Ideal eines Roi-Bourgeois, welcher mit so viel Klugheit, Ausdauer und Erfolg für den dritten Stand gegenüber dem vierten eine Stellung geschaffen hatte, wie sie vordem im Ancien Régime der Noblesse gegenüber dem dritten gesichert gewesen war. Die französische Bourgeoisie als solche hatte zweifelsohne schwer gesündigt, als sie sich durch den Anblick des jammerzäligen Sesselkriegs, welchen die Thiers, Molé, Guizot, Barrot und andere Minister und Ministerseinwollende seit Jahren geführt, sowie durch das gelegentliche Aufbersten einer Korruptionseiterbeule des Bürgerkönigthums zu einem solchen Grade „sittlicher Entrüstung“ hinaufsteigern ließ, daß sie nicht allein: „Vive la réforme!“ rief, sondern sogar soweit sich vergaß, bei der Taufe des sehr illegitimen Kindes, welches Madame La France am 24. Februar so unerwartet zur Welt brachte, so zu sagen zu Gevatter zu stehen. Es ist aber nur gerecht anzuerkennen, daß die Sünderin Bourgeoisie sich beeilte, Reu' und Leid zu machen. Ferner muß man ihr zugestehen, daß sie ihre reuevolle Sehnsucht, zu den Fleischtöpfen der Monarchie und des Friedenszustandes um jeden Preis zurückzukehren, auch thatsächlich beurkundete durch die Rührigkeit, womit sie behufs der Leitung der Wahlen zur Nationalversammlung als Bundesgenossin des Klerus

sich umthat. Mit der Geistlichkeit verbunden, gelang es ihr dann in der That, die Wahlen in den Provinzen erdrückend überwiegend in ihrem Sinne ausfallen zu machen, d. h. im Sinne der royalistischen Reaktion.

Für Leute, welche des „ideologischen“ Glaubens leben, daß es in der Politik Moral, Aufrichtigkeit und Treue geben sollte, musste es ein seltsames Schauspiel sein, die am 4. Mai von 1848 eröffnete französische Nationalversammlung zu betrachten, welche, während der Republikanismus nur durch eine schwache Minderheit in ihr vertreten war, daran ging, für Frankreich eine republikanische Verfassung zu machen. Diese Versammlung hatte große Aehnlichkeit mit dem wenige Tage darauf in Schwatzthätigkeit gesetzten deutschen Parlament kläglichen Andenkens, insofern die Mehrheit desselben in der bestimmten Absicht nach Frankfurt kam, auf der parlamentarischen Bühne heftig zu gestikuliren und zu rednern, um dadurch die Aufmerksamkeit eines vertrauensseligen Publikums von dem abzulenken, was inzwischen hinter den Kulissen vorging. In Paris durfte sich jedoch die reaktionäre Unverschämtheit nicht von vorneherein so breitmachen wie in Frankfurt, maßen dort zu dieser Zeit das Volk oder, wie der Tribünecharlatan und Geschichtef—inder Thiers elegant sich ausdrückte, „la vile multitude“ noch in Waffen und auf Posten stand. Die Junischlacht war ja noch nicht geschlagen.

Sie wurde aber emsig vorbereitet, diese Schlacht, so recht vorbereitet vonseiten der Orléanisten, Legitimisten, Bonapartisten und sonstigen Jesuiten, aus welchen die Mehrheit der Nationalversammlung bestand. Diese Mehrheit fand einen wie eigens für sie gemachten Dupe in der Person des Generals Cavaignac, eines Mannes, welcher über einer Brust ohne Gefühl einen hagebuchenen Kopf trug, aber gerade so viel militärische Routine besaß, als zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe nöthig war. Es ist bekannt, daß man den Ausbruch der Juni-Insurrektion mit leichter Mühe hätte verhindern können. Aber man unterließ es, weil man, wie man mit kynischer Offenheit

gestand, „mit der Demokratie ein für allemal ein Ende machen wollte". Man provocirte den Aufstand, man zog ihn förmlich groß mittels List und Gewalt, mittels Polizeikünsten wie mittels brutaler Drohungen und Handlungen. Zu letzteren gehörte insbesondere das plötzliche und barsche Vorgehen gegen die unseligen „Nationalwerkstätten", ein Vorgehen, welches so, wie die Umstände lagen, nichts anderes war als eine höhnisch an das hungernde Arbeitervolk ergangene Herausforderung. Bekannt ist auch, daß Cavaignac und seine Auftraggeber dem Barrikadenbau und den übrigen Vorbereitungen der Insurgenten mit verschränkten Armen zusahen. Was kümmerte es diese Fanatiker der Ruhe und Ordnung, daß dadurch Tausende und wieder Tausende von Menschenleben hüben und drüben aufs Spiel gesetzt wurden? Weniger bekannt dagegen, weil verschwiegen von den Siegern, welche auch hier wiederum die Geschichte der Besiegten schrieben, ist, daß die zwei beklagenswerthesten Episoden des furchtbaren Junikampfes nicht der insurrektionellen Demokratie auf Rechnung zu setzen sind. Denn des Erzbischofs Affre Todeswunde rührte von der Kugel eines Soldaten her und der General Bréa wurde höchst wahrscheinlich auf Anstiften eines notorischen bonapartistischen Agenten, Namens Lahr, ermordet, wie denn überhaupt an der Insceneſetzung des Junigräuels der Bonapartismus emsig mitgearbeitet hat. Weniger bekannt auch ist, daß die unbedingte Gewalt, welche die Aufständischen mehrere Tage lang in verschiedenen Stadtvierteln in Händen hatten, keineswegs zu „Raub und Plünderung" benützt, sondern daß das Eigenthum *streng* von ihnen geachtet wurde. Weniger bekannt ist endlich und zwar aus naheliegenden Gründen, daß kaum jemals zuvor von Siegern gegen Besiegte so barbarisch gewüthet worden ist, wie von den Junisiegern gegen die Unterlegenen. Die haarsträubenden und massenhaften Grausamkeiten, welche die Vertheidiger der Ruhe und Ordnung an den Gefangenen verübten, dürfen sich kühnlich mit allem messen, was der rothe und der weiße Schrecken der großen Revolution derartiges aufzuweisen hatte.

Man muß jedoch, um gerecht zu sein, sagen, daß es nur die Grausamkeit der Angst gewesen ist — bekanntlich von allen Arten von Grausamkeit die erbarmungsloseste — welche die siegreiche Bourgeoisie also gegen das besiegte Proletariat wüthen machte. Wer sich der blassen Furcht und der aus derselben hervorgehenden zappelnden Wuth erinnert, in welche die bombastischen Deklamationsübungen von einem Halbdutzend obskurer Kommunisten i. J. 1848 die „intelligenten und besitzenden Klassen“ in Deutschland zu versetzen vermochte, der wird sich nicht verwundern, daß die pariser Bourgeoisie im Juni des genannten Jahres alles Ernstes den Leitern der royalistischen Reaktion glaubte, wenn diese im Stile der Klagelieder Jeremiä versicherten, der kommunistische Weltuntergang stände unmittelbar vor der Thüre. Was in Frankreich seit 1830 im Fache des socialistischen und kommunistischen Theoretisirens und Phrasenmachens geschehen war, konnte diesem großen Schreckmittel der Rückschrittler allerdings einen sehr kräftigen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben. Aber hätte nicht die ewig denkwürdige, wahrhaft glorreiche Milde und Mäßigung, welche das siegreiche Volk in den Februartagen bewiesen, hätte nicht der fürwahr erhabene Duldmuth, womit es seit dem Februar monatelang eine erdrückende Last von Hunger und Elend getragen hatte, jene Lüge entlarven sollen und die französischen Bourgeois überzeugen können, daß die Ouvriers keineswegs nur „auf Raub und Mord sinnende Barbaren“ seien, „moderne Vandalen“, welche „alles Hohe und Heilige unter ihre Füße treten“ und „die Gesellschaft in den Abgrund einer blutrasenden Anarchie“ stürzen wollten; sondern eben nur arme, hungernde Menschen, welche i. J. 1848 von der Bourgeoisie gerade das Nämliche forderten, was diese i. J. 1789 von den damals bevorrechteten Ständen gefordert hatte: — das Recht auf eine menschliche Existenz. Aber die Furcht schlägt blind zu und so schlug sie zu in der gräßlichen Junischlacht und nach dem Siege, — schlug so zu, daß Männer von Herz kaum sich enthalten konnten, mit einzustimmen, wenn die massen-

haften Opfer des Junisiegs, welche ohne Proceß und Urtheil in den Gefängnissen, auf den Deportationsschiffen und in den Fiebersümpfen von Cayenne dem Tode überliefert wurden, verathmend beteten: „Mag aus unsern Gebeinen dereinst uns erstehen ein Rächer!“ Und dieses Gebet zur Nemesis ist nicht unerhört geblieben. Schon drei Jahre und etliche Monate nach der „Gesellschaftsrettung“ durch die Bourgeoisie war ja abermals eine „Gesellschaftsrettung“ nöthig und zwar diesmal durch die Despotie und auf Kosten der Junisieger. Das ist eine große Wahrheit und eine ernste Warnung. Aber wozu nützt es, derartige Wahrheiten und Warnungen auszusprechen, als daß im Futter der Lüge und Knechtseligkeit stehende Möpse wüthend sie ankläffen? . . .

Daß die Mehrheit der französischen Nationalversammlung schon im Hochsommer und Herbst von 1848 gern zur Restauration des Königthums verschritten wäre, ist unzweifelhaft gewiß. Allein die Royalisten lagen ja unter einander im bittersten Hader inbetreff des zu kürenden Thronkandidaten. Sollte es der Graf von Paris oder der Graf von Chambord oder der Prinz Louis Bonaparte sein? Denn der Bonapartismus begann zu dieser Zeit mit dem Orléanismus und Bourbonismus bereits in offene Konkurrenz zu treten. Sodann mussten Versuche, zur Monarchie zurückzukehren, zu dieser Zeit auch desshalb noch als verfrühte erscheinen, weil ein nicht verächtlicher Bruchtheil der französischen Bourgeoisie in der That republikanisch gestimmt war und weil, was das wichtigste, der Diktator Cavaignac, den man nicht so kurzweg beseitigen konnte oder wollte, sich einbildete, ein Republikaner zu sein, und das Zeug zu haben — er, der Junischlächter! — einen „französischen Washington“ vorzustellen.

Ein französischer Washington? Schon in dieser Vorstellung trat die Holzköpfigkeit des Generals hölzern zu Tage, dessen Regiment denn auch bekanntlich das der vollendeten Unfähigkeit gewesen ist. Cavaignac und seine Bastide, Goudchaux und übrigen Mitmittelmäßigkeiten haben die Republik Schritt für Schritt zu Grunde gerichtet, als ob sie

eigens dazu bestellt gewesen wären. Im Innern der royalistischen Reaktion, deren Hampelmann er war, jeden verlangten Vorschub leistend, hat Cavaignac nach außen überall gegen die Völker und für die Despoten Partei genommen, wie das gar nicht anders möglich war, da seine innere Politik die auswärtige bedingte und bestimmte. Der General, dessen Begabung zu seinem Ehrgeiz in gar keinem Verhältnisse stand, nahm die ihm vonseiten der legitimistischen und orléanistischen Rückschrittler, welche ihn als eine Art Monk benützen wollten, vorgegaukelte Täuschung, daß sie das wollten, was er die „honette" Republik nannte, für bare Münze, und da er sich in den Holzkopf gesetzt hatte, das Oberhaupt oder, mit ihm selber zu sprechen, der „Washington" dieser honetten Republik zu werden, so musste er natürlich nicht nur den Honetten zu Gefallen leben, sondern auch den Heiligen, d. h. der Geistlichkeit. Daher die Beeiferung der cavaignac'schen Kameradschaft, jene berüchtigte „römische Expedition" vorzubereiten, welche, später ausgeführt — denn Cavaignac hatte nicht mehr Zeit, sie selber auszuführen — in Rom das päpstliche Regiment restaurirte, das päpstliche Regiment, von welchem fromme Menschen im Hochsinne des Wortes, falls es solche gäbe, von rechtswegen sagen müssten, Gott habe es in seinem Zorne geschaffen und in seiner Weisheit geduldet, um ein abschreckendstes Exempel zu statuiren, wie die Völker nicht regiert werden sollten.

Inzwischen war die „honette" Republik verfassungsmäßig festgestellt worden und alle die Honetten hatten die Finger zum Treuschwur auf die republikanische Verfassung aufgehoben, dieselben Finger, an welchen noch Spuren der Dinte klebten, womit sie so eben nach Claremont an die Orléans oder nach Frohsdorf an Henry Hinkebein die Versicherungen ihrer „unwandelbaren" Treue berichtet hatten. Aber die klugen und guten Herren hatten, um die „Honettität" ihrer Interimsrepublik zu einer vollständigen zu machen und die Wahl ihres theuren Junigenerals und Monks in spe zum Präsidenten zu sichern, etwas vergessen: — die Tilgung des

allgemeinen Stimmrechts. Dieses spielte ihnen den höchst unerwarteten und fatalen Possen, anders zu wählen, als die Honettität wollte und wünschte. Eine große Anzahl von Bourgeois desertirte aus dem Lager der honetten Republik, aus brennendem Haß selbst gegen den blassen Schein von Republik und Demokratie. Auch sein Frommthun half dem General Cavaignac nicht zur Präsidentschaft, weil die Geistlichkeit von anderer, d. h. von bonapartistischer Seite her viel weiter gehende Zusicherungen erhalten hatte. Was die Arbeiter betrifft, so hätten sie begreiflicher Weise im Nothfalle lieber für den Zaren Nikolaus gestimmt als für den Junischlächter. Der Liberalismus fiel in das Netz, an welchem er seit dem Jahre 1815 eifrigst gewoben hatte. Denn war es nicht eine liberale Machenschaft gewesen, den selbstsüchtigsten und erbarmungslosesten aller Despoten, den Napoleon, zu einer Art von liberalem Halb- oder Ganzgott umzulügen, um damit den Bourbons einen Schabernack zu spielen? Hatten nicht Leute wie Chansonnier Béranger und Geschichtef—inder Thiers all ihr Talent darauf verwandt, einen förmlichen Kultus des Imperialismus zu begründen? Nun wohl, im December von 1848 sagten die Bauern Frankreichs in heiliger Einfalt und die Ouvriers in der Verzweiflung des Hasses Ja und Amen zu dem von den Liberalen aufgepäppelten Napoleonismus. Der „Neffe des Kaisers“ wurde mit 5,434,226 von 7,324,672 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt.

2.

Am 20. December 1848 erschien in der französischen Nationalversammlung ein Mann von unansehnlichem Wuchse, blassem Antlitz und verlebten Zügen, ausgestattet mit einer großen Papageischnabelnase, einem blondlichen Schnauz- und Kinnbart und umflorten Augen, die aber doch nicht ganz

jenes metallischen Glanzes entbehrten, welcher den Augen von Menschen eigen zu sein pflegt, die entschlossen auf ihr Ziel losgehen.

Das war das Staatsoberhaupt, welches Frankreich kraft des allgemeinen Stimmrechts für vier Jahre sich gegeben hatte, vom heutigen Tag an bis zum zweiten Sonntag im Mai 1852. Nachdem der Vorsitzende der Nationalversammlung, Marrast, den Präsidenten proklamirt hatte, sprach er demselben verfassungsgemäß diese Eidesformel vor: „Im Angesichte Gottes und des französischen Volkes schwöre ich, der einen und untheilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt.“ „Ich schwöre es!“ betheuerte feierlich der Präsident. Worauf Marrast: „Wir nehmen Gott und Menschen zu Zeugen des geschworenen Eides!“ Aber als genügte dieser dem neuen Präsidenten noch nicht, erbat er sich das Wort, bestieg die Rednerbühne, zog ein Blatt Papier hervor und las „mit seinem ausländischen Accent“ (avec son accent étranger) folgendes: — „Das Votum der Nation und der so eben von mir geschworene Eid bestimmen mein Verhalten. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet: ich werde sie als Ehrenmann erfüllen (je le remplirai en homme d'honneur). Ich werde für Feinde des Vaterlands ansehen alle diejenigen, welche versuchen sollten, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was das ganze Frankreich angeordnet hat.“ . . . Augen- und Ohrenzeugen dieser Betheuerung ist es aufgefallen, daß der Betheuerer mit leiser und dumpfer Stimme sprach und daß Düsterniß sein Antlitz beschattete.

Wer war dieser Mann?

Ein Sohn der Hortense Fanny de Beauharnais, was unbestritten, und des gewesenen Titularkönigs von Holland Louis Bonaparte, was sehr bestritten ist. Dieselben Menschen nämlich, welche in dem Charles Louis Bonaparte (geb. am 20. April 1808 in Paris) vom 2. December 1851 an den „Retter Europa's, der Gesellschaft und der Civilisation“ verehrten, dieselben Verehrer, welche ihm mit Kniebeugungen

huldigten und ihm ganze Wolken von Weihrauch ins Gesicht bliesen, zischelten einander zur gleichen Zeit geschäftigst in die Ohren, daß der „große Mann" von rechtswegen oder wenigstens von naturwegen eigentlich Verhuell hieße, weil der holländische Admiral dieses Namens sein wirklicher Vater, und daß im Geheimarchiv im Haag eine Urkunde existire oder doch existirt habe, kraft welcher der Gemahl Hortense's gegen die ihm angesonnene Vaterschaft inbezug auf den dritten Sohn seiner Frau feierlichen Protest erhoben hätte. Die amtlich zurechtgemachte Historik weiß officiel nichts von dem erwähnten Protest, wohl aber, daß Napoleon den dritten Sohn seiner Stieftochter förmlich und feierlich als seinen Neffen und als kaiserlichen Prinzen anerkannt habe. Diese Legitimitätserklärung vonseiten Napoleons des Ersten ist die Basis geworden, auf welcher Napoleon der Dritte seinen Kaiserthron erbaut hat.

Die Aufrichtung dieses Kaiserthrons, die Restauration des Empire war von Kindheit auf der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte gewesen. Die Kaiserschaft war ihm in Wahrheit zu einer fixen Idee geworden. Die ersten Anläufe zur Verwirklichung dieser Idee fielen bekanntlich ganz knäbisch und kläglich aus. Alle Welt hat über das Abenteuer von Straßburg (1836) und über das ebenbürtige von Boulogne (1840) gelacht. Aber wer zuletzt lachte, war der Ausgelachte von Straßburg und Boulogne, und daß er zuletzt lachen konnte, gibt unwiderlegbares Zeugniß, wie ein Princip, ein unwandelbar fest gehaltenes Princip über alles und jedes zu triumphiren vermag, selbst über etwas, was wenigstens früher in Frankreich für unüberwindlich galt, über die Lächerlichkeit. Die lächerlichst ausgefallenen Attentate von 1836 und 1840 hatten doch die Fahne des Bonapartismus in Frankreich wieder aufgepflanzt und Dank dem zur Restaurationszeit (1816—30) vom Liberalismus in seiner Kurzsichtigkeit erfundenen und gepflegten Napoleonkult flatterte die Fahne lustig weiter. Unmittelbar nach der Februarrevolution sahen Republikaner, Orléanisten, Bourbonisten und Ultramontane mit gleicher

Ueberraschung, daß eine bonapartistische Partei vorhanden war, zahlreich, gut organisirt, rührig und entschlossen. Nach neun Monaten hatte diese Partei über alle die andern den Sieg davongetragen und Monsieur Jean Gilbert Viktor Fialin, aus eigener Machtvollkommenheit erst Sieur de Persigny und dann von Napoleons Gnaden Herzog von Persigny, der Haupt-Seïde „seines" Prinzen, konnte in den letzten Tagen von 1848, in seiner brillanten Uniform als Adjutant des „Prinz-Präsidenten" in den Straßen von Paris flanirend, jedem, der es hören wollte, ungenirt laut zurufen: „Hab' ich's nicht seit fünfzehn Jahren gesagt? Mein Prinz wird Kaiser und ich werde sein Minister!" Am 18. Mai desselben Jahres 1848 hatte derselbe Monsieur Fialin in einem offenen Schreiben, worin er sich den Wählern im Departement der Loire als Kandidaten zur Nationalversammlung empfahl, gesagt: „Ich bin und werde sein ein aufrichtiger und treuer Republikaner." . . .

Der Liberalismus und die Demokratie begingen in ihrer Thorheit den ungeheuren, schon so oft von ihnen begangenen Fehler, ihren Feind geringzuschätzen und in dem Luftschiffe der Phrase über unbequeme Thatsachen hinwegzusegeln. Sie glaubten oder thaten so, als glaubten sie, daß ein Mann, welcher von der fixen Kaiseridee besessen war, durch einen „im Angesichte Gottes und des französischen Volkes" geschworenen Eid sich gebunden erachten würde. Sie wollten in Louis Bonaparte schlechterdings nur die „lächerliche Figur" vom Finkmattkasernenhof zu Straßburg und vom Strande von Boulogne sehen, und während die Royalisten in ihm ein gefügiges Werkzeug *ihrer* Pläne zu finden erwarteten, gingen die Republikaner soweit, den „Monsieur Verhuell" als einen „Narren" oder auch als einen „Idioten" zu bezeichnen. Wunderlicher Weise haben viele Demokraten diesen Idioten-Mythus auch *nach* der furchtbaren Niederlage, welche der angebliche Idiot der Demokratie beigebracht, immer noch festgehalten, nicht bedenkend, daß sie damit ihrer eigenen Partei das schneidendste Armuthszeugniß ausstellten.

Der Zufall der Geburt thut nicht gerade alles, doch aber vieles, das meiste für den Menschen. Hätte der Genius Göthe's statt unter dem behäbigen Dache eines frankfurter Rathsherrnhauses in der Schmutzhütte eines mecklenburger Tagelöhners Menschengestalt angenommen, die Welt würde keinen Faust und keine Iphigenie gesehen haben. Wäre der Prinz Louis Ferdinand von Preußen nicht an den Stufen eines Thrones geboren worden, so hätte er, statt nur ein lüderlicher Prinz zu werden, ein großer Mann werden können. Der Zufall hatte dem Sohne der Hortense Beauharnais den Namen Bonaparte neben die Wiege gelegt und dieser Name wurde das Talent, womit er wucherte. Er glaubte sich dazu prädestinirt, über seinem Haupte des „Onkels" untergegangenen Stern wieder aufgehen zu sehen, und dieser Schicksalsglaube erwies sich auch schicksalsmächtig. Zumal der Neffe von frühauf des Onkels Wahlspruch: „Der Erfolg rechtfertigt alles!" sich eingeprägt hatte und standhaft befolgte. Und warum hätte er das nicht thun sollen? Wer wollte denn bestreiten, daß in dieser unserer Welt, wie sie nun einmal ist und der Hauptsache nach immer sein wird, der Erfolg in der That „alles" rechtfertigt? Der junge Louis, von seiner Mutter mit den ehr- und herrschsüchtigen Traditionen des Napoleonismus so recht großgenährt, hatte ja während seiner auf dem Arenenberg idyllisch verlebten Jünglingsjahre hinlängliche Muße, über die Thatsache nachzudenken, daß die Mächtigen der Erde die Füße des Verschwörers und Gewaltthäters vom 18. Brumaire umkrochen hatten, wie Hunde die Füße des Löwen umkriechen, so lange der „Allesrechtfertiger", der Erfolg, dem Schlachtendonnerer treu geblieben war.

Im übrigen lernte der junge Träger der „Idées napoléoniennes" in der Schweiz noch anderes, was sonst Prinzen, in die Serails eingemauert und möglichst vom „gemeinen Dasein" abgesperrt, in der Dressur allerunterthänigster Hofmeister nicht lernen. Nämlich einen sehenden Blick thun in des Lebens Bedingungen und Bedürfnisse, Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Eine selbstständige Thätig-

keit, ein wirkliches Arbeiten seines Geistes begann jedoch erst in der Gefängnißstille von Ham. Er hat dort, wie bekannt, einen schriftstellerischen Versuch gemacht, den „napoleonischen Ideen" ein socialistisches Modegewand anzuziehen. Ein Häuptling der socialistischen Sekten, Louis Blanc, welcher den Prinzen auf dessen Bitte in Ham besuchte, fand ihn „rêvant, dans l'amertume de sa captivité, le retour de l'astre impérial, et rabaissant, jusqu' à le faire tenir tout entier dans le culte d'un nom, le culte de la patrie." Blanc erzählt weiter, der Gefangene habe sich für das allgemeine Stimmrecht ausgesprochen, „à cause de ce qu'il en attendait," die Republik dagegen habe der Prinz für „unmöglich" erklärt. In diesem Sinne schrieb er am 24. Januar 1845 von Ham aus auch an den großen Dichter der socialdemokratischen Republik, Frau Aurore Dudevant (Georges Sand): — „Ich strebe nach Freiheit, ja nach Macht, doch wollte ich lieber im Gefängnisse sterben als durch eine Lüge mich noch so hoch aufschwingen. Ich bin kein Republikaner, weil ich nicht glaube, daß sich eine Republik in dieser Zeit angesichts des monarchischen Europa's und so vieler Parteien erhalten könnte." . . . Die Hauptarbeit des Prinzen während seiner Gefangenschaft zu Ham war, wie stark zu vermuthen steht, das Studium von Machiavelli's „Principe", dessen Inhalt er sich vollständig zu eigen machte, — so sehr, daß nachmals der Staatsstreich vom 2. December nur eine höchst gelungene Uebersetzung der Quintessenz des „Buches vom Fürsten" in französische Wirklichkeit war; eine so gelungene Uebersetzung, daß der alte Meister- und Musterdiplomat in seiner Gruft in Santa Croce sich darüber von rechtswegen vergnügt die Knochenhände reiben musste. Was aber zur Vollendung der politischen Erziehung und Bildung des Prinzen etwa noch fehlte, das erwarb er sich nach seiner Flucht aus Ham drüben in England, welches Land ja die Höchstschule der Heuchelei ist, und im Verkehr mit der englischen Oligarchie-Kaste, welche den Hochmuth Satans mit der Gleißnerei Adramelechs und mit der Steinherzigkeit Molochs so schön

zu verbinden und dieses höllische Konglomerat mit orthodox-christgläubigen Phrasen „fromm" zu übersalben versteht.

3.

Die Volksabstimmung vom 10. December 1848 hat den Beweis geliefert, daß Louis Bonaparte schon damals den Versuch machen konnte, vom rasch abgestandenen Freiheitsbaum der Republik die Kaiserbirne zu schütteln. Aber als Bekenner der Erfolg-Religion ohnehin nicht der Mann, den Erfolg durch ungeduldiges Gebaren zu gefährden, hatte er ausreichende Gründe für das Zu- und Abwarten. Politische und finanzielle Gründe. Erstens war es gerathen, die alten Parteien, namentlich in der Nationalversammlung, durch ihre Unfähigkeit oder Schwäche, ihre gegenseitige Feindseligkeit oder ihren Verrath an der Republik, ihr impotentes Wollen oder ihr volksfeindliches Thun vollständig sich diskreditiren, zerbröckeln, aufreiben und verbrauchen zu lassen. Zweitens erforderten die Vorbereitungen zum Staatsstreiche Geld, viel Geld, und der Prinz-Präsident, welcher beim einheimischen Kapital keinen ausgiebigen Kredit hatte, musste sich erst von außen her die nöthigen Summen verschaffen.

In beiden Richtungen hatte er Erfolg. Wann dereinst die Zeit gekommen und die Möglichkeit gegeben ist, die Geschichte des Decemberputsches vollständig zu enthüllen, so dürfte es sich herausstellen, daß die Bewohner eines der damaligen drei Dutzende deutscher Vaterländer die Ehre hatten, mittelbar nicht unbedeutend zu besagter „Gesellschaftsrettung" beizutragen, maßen die zur Vorbereitung des Unternehmens nöthigen Gelder leihweise aus der Kasse eines deutschen Fürsten geflossen sein sollen. Was die „alten Parteien" betrifft, so lös'ten sie die ihnen vom Bonapartismus gestellte Aufgabe, als wäre es eine echte und gerechte „Preis-

aufgabe" für sie gewesen. Das kleine Häuflein von Republikanern in der Nationalversammlung, welches die übrigens handgreiflichen Absichten und Pläne des Prinzen von Anfang an durchschaute, zappelte sich vergeblich ab, die Republik aufrecht zu erhalten. Stück für Stück wurde dieselbe von der royalistischen Mehrheit zerstört, mit einer Perfidie, welcher allenfalls nur die dabei entfaltete Thorheit gleichkam. Diese Leute hatten gar keine Ahnung, für wen sie eigentlich arbeiteten. Glaubten sie doch in ihrer Verblendung und Schlechtigkeit, in Louis Bonaparte ein gefügiges Werkzeug für ihre royalistisch-hierarchischen Verrächereien gefunden zu haben, ein nach gethanem Dienst leicht zu beseitigendes Werkzeug. Und doch zeigte er gleich seinem ersten, aus der parlamentarischen Majorität genommenen Ministerium — einem Ministerium, in welchem in den Personen von Odilon Barrot, Faucher und Falloux die liberale Phraseologie, das malthusische Prozenthum und die freche Jesuiterei sich verkörperten — daß er die Minister der Republik durchaus nur als seine Kommis betrachtete. Im übrigen spielte er seine Rolle meisterhaft, nur Schwachköpfe können das leugnen. Er wusste das ganze Odium einer von Tag zu Tag entschiedener gehandhabten Reaktion der Volksvertretung zuzuschaufeln und sich selber im Lichte eines verfassungsgetreuen Magistrats erscheinen zu lassen. Natürlich war es nur eine „jugendlich-thörichte Schwärmerei" gewesen, wenn er i. J. 1845 an Georges Sand geschrieben hatte, daß er „lieber im Gefängnisse sterben als durch eine Lüge sich noch so hoch aufschwingen wollte". Denn während er jetzt mit der einen Hand an dem Gewebe des Staatsstreichs wob, schrieb er, wohl wissend, daß die Welt betrogen sein will, mit der andern officielle Versicherungen seiner Treue gegen die Republik nieder. So in seiner Präsidentschaftsbotschaft vom 31. December 1849, wo er sagte: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein, indem ich die Verfassung, welche ich beschworen habe, aufrecht erhalte (en maintenant la constitution que j'ai jurée)." So auch noch ausdrucksvoller in seiner Präsi-

dentschaftsbotschaft vom 12. November 1850, wo er sich also vernehmen ließ: — „Ich habe bei jeder Gelegenheit erklärt, daß ich alle, welche die Festigkeit unserer Zustände, wie sie durch die Verfassung gewährleistet ist, gefährden wollten, für große Verbrecher (comme de grands coupables) ansehen würde. Die unabänderliche Regel meines politischen Verhaltens wird sein, unter allen Umständen meine Pflicht zu thun und nichts als meine Pflicht. Es ist dermalen jedermann, nur mich ausgenommen, erlaubt, eine beschleunigte Revision unseres Staatsgrundgesetzes zu wünschen, und falls die Verfassung Mängel und Gefahren in sich schließen sollte, so habt ja ihr, (Mitglieder der Nationalversammlung), ganz freie Hand, sie von diesen Mängeln und Gefahren zu reinigen. Ich allein, gebunden durch meinen Eid, halte mich streng innerhalb der Schranken, welche die Konstitution mir vorgezeichnet hat (moi seul, lié par mon serment, je me renferme dans les strictes limites qu'elle a tracées)."

Worte sind dem Menschen bekanntlich gegeben, um seine Gedanken zu verbergen. Indessen hieße es dem Prinzen unrecht thun, so man sagte, er hätte seine Gedanken verborgen. Schon der Stil, in welchem er im Palais Elysée seinen Hof hielt, musste jeden Sehenden, der sehen wollte, überzeugen, daß bei erster Gelegenheit der Kaiser-Schmetterling aus der Präsidenten-Puppe schlüpfen würde. Auch schrie ja eine mittels systematischer Bonaparteisirung zu Prätorianern hergerichtete Soldateska in Kasernen und Lagern von Tag zu Tag lauter ihr „Vive l'empereur!" und stiegen die Gebete der Pfaffen für den „von Gott zum Retter und Herrscher Frankreichs auserwählten Wiederhersteller des Stuhles Petri" von Tag zu Tag inbrünstiger zum Himmel empor. Die ihm vom Holzkopf Cavaignac hinterlassene Erbschaft der römischen Expedition hatte Louis Bonaparte in der That vortrefflich zu verwerthen gewusst. Indem er nach der Hinschlachtung der römischen Republik den Statthalter Christi durch Blutlachen und über Trümmer in

den Vatikan zurückführen ließ, gab er der hochwürdigen Geistlichkeit — und zwar innerhalb und außerhalb Frankreichs — ein vollwichtiges Pfand seiner Rechtgläubigkeit und beglaubigte sich zugleich bei dem Absolutismus auf den Thronen Europa's als einen Ebenbürtigen.

Unterdessen kam das Ende des Jahres 1851 näher und mit demselben für den Prinzen die Nothwendigkeit, zur Führung des Hauptschlages auszuholen. Wir sagen mit Bedacht die „Nothwendigkeit". Denn für einen Mann, welcher von Kindheit auf den napoleonischen „Stern" über seinem Haupte glänzen gesehen hatte, war es geradezu undenkbar, beim herannahenden Schlusstermin seiner Präsidentschaft, welche verfassungsmäßig nicht erneuert werden durfte, wiederum dahin zurückzukehren, woher er gekommen, in die Stellung eines Prinzen ohne Land und Leute, in ein Dasein, welches mit dem eines Abenteurers die bedenklichste Aehnlichkeit um so mehr haben musste, als die Art und Weise, in welcher der Prinz die Führung der republikanischen Staatsoberhauptschaft verstanden, die Geldmittel desselben völlig erschöpft hatte. In Wahrheit, die Zukunft des Expräsidenten hieß Noth und Armuth und Schuldthurm und er war nicht der Mann, einer solchen Zukunft sich zu unterwerfen. Ueber die Region, wo es eine „bürgerliche" Moral und demzufolge Skrupel und Gewissensbedenken gibt, schon von geburtswegen erhaben, konnte übrigens der Prinz — eine unbefangene Anschauungsweise muß das einräumen — zu Gunsten seines Vorhabens auch das vieldeutige Ding anführen, welches man „Staatsraison" zu nennen pflegt. In Wahrheit, wenn Louis Bonaparte auf die Leute blickte, welche ihm den Besitz der Macht streitig machen wollten, auf diese Parlamentshannswurste und Tribünegrimassirer, auf diese saft- und kraftlosen Doktrinäre und „honetten" Republikaner-Nichtsthuer, auf diese mit Claremont oder mit Frohsdorf konspirirenden „Staatsmänner", endlich auf diese Generale des Parlamentarismus, auf die Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und wie sie alle hießen, von denen jeder, weil ihm etwa mal eine Razzia

gegen einen Beduinenstamm oder eine nächtliche Einäscherung eines Kabylenzeltlagers gelungen war, das Zeug und die Stimmung in sich fühlte, ein französischer Washington oder auch ein Monk oder gar ein zweiter „petit caporal“ zu werden, — ja, wenn Louis Bonaparte auf diesen Mischmasch von Unzulänglichkeit, Zweiächselei und Selbstüberschätzung hinsah, durfte er sich kecklich sagen, daß er mindestens ebenso berufen sei, Frankreich zu regieren, wie alle diese Leute, und daß, maßen bei der krassen Unkultur der Massen und bei der Feigheit, Angst, Selbstsucht und Verrätherei der besitzenden und gebildeten Klassen der Fortbestand der Republik eine Unmöglichkeit, der Bonapartismus gerade so viel Recht habe, seine Restauration zu versuchen, wie der Bourbonismus und der Orléanismus. Mehr sogar, unendlich viel mehr. Denn wie immer man die Volksabstimmung vom 10. December 1848 ansehen mag, das wird kein Mann von gesundem Menschenverstande bestreiten wollen, daß sie doch einen besseren Rechtstitel abgab als die fremden Bajonnette, welche 1814 und 1815 die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und als das Votum einer Handvoll Advokaten, Literaten, Bureaukraten und Bankokraten, welche Anno 1830 den Orléans auf den Thron erhoben hatten. Freilich, für „Ideologen“ musste das wüste Schauspiel des „Ruere in servitium“, welches die Franzosen wieder einmal aufführten, sehr betrübend sein. Die Augen von Geschichtekennern jedoch sind mit diesem Schauspiele so vertraut, daß sie es ganz in Ordnung finden.

Der Bonapartismus triumphirte über den Republikanismus, Bourbonismus und Orléanismus, weil er den Grundsatz: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen“ — mit jener vollendeten Rücksichtslosigkeit, wozu die Respektabilität und Honettität es niemals bringen werden, bekannte und — was die Hauptsache war — mit vollendeter Rücksichtslosigkeit auch bethätigte. Wie, die arme bürgerliche Moral will, wenn vom 2. December die Rede ist, sich erdreisten, von einem „Verbrechen“ zu reden? Unverschämte

„Ideologie!" Hat nicht ganz Europa, ein bekanntlich hochmoralisches England voran, die „Gesellschaftsrettung" mit Jubelschall begrüßt und mit Trompeten und Pauken in das Kredo der pariser Decemberblutmesse „Le succès justifie tout" eingestimmt? Was haben solcher überwältigenden Billigung gegenüber „Katechismusredensarten" zu bedeuten? Nichts!

4.

Sogar in unseren Tagen, in Tagen kalter Nüchternheit, werden die uralten und ewigjungen Zauberworte Freiheit und Vaterland in den Seelen begeisterter Jünglinge, wie hochherziger Männer und Frauen, noch immer einigen Widerhall finden. Noch immer gibt es in dieser karthagischen Zeit Menschen, welche „unpraktisch" genug sind, für ihre Ueberzeugungen, für die „unpraktischen" idealen Güter der Menschheit zu leben und zu sterben. Das sind aber „Ideologen", wie man sie nicht brauchen kann bei Unternehmungen, welche aus so „praktischen" Dingen wie Lug und Trug und Gewalt zusammengeschweißt werden müssen und, wenn siegreich, zwar vom vornehmen und geringen Pöbel, sowie von einer hochwürdigen Klerisei, als Gesellschaftsrettungen bejubelt und betedeumt, wenn aber besiegt, ebenso eifrig als Thorheiten oder gar als Verbrechen verdammt werden. Auch die Matadore der „respektabeln" und „honetten" Politik, so fügsam und schmiegsam sie sonst nach oben sein mögen, passen nicht für derartige Unternehmungen. Denn erstens halten sie auf das Dekorum und zweitens lassen sie gern ihre Hände aus einem Spiele, wo es um Hals und Kragen geht. Ein Mann also, welcher sich zum „Gesellschaftsretter" berufen fühlt, wird schlechterdings genöthigt sein, seine Helfershelfer und Werkzeuge außerhalb der „ideologischen" sowohl, als der „honetten" Kreise zu suchen. Er

wird sie suchen müssen in der Region jener „katilinarischen Existenzen", welche über alle „Katechismusskrupel" weit hinaus sind und kein anderes Ziel kennen, als beim Bankett des Lebens tüchtig mitzuschmausen, aber auch bereit sind, Hals und Kragen — anderes haben sie in der Regel nicht zu verlieren — einzusetzen, um einen guten Platz an der Bankett-tafel zu erobern.

Solche Verschwörer, zwischen den Schuldthurm und besagte Banketttafel, zwischen das Schaffot und den Thron in die Mitte gestellt, werden, wenn sie einmal ihre Wahl getroffen haben, vor nichts zurückbeben. Für sie gibt es kein Zurück, sondern nur ein Vorwärts. Sie wissen, daß zwischen Erfolg und Untergang kein Mittleres existirt, daß sie Sieger sein müssen, um nicht Verbrecher zu sein. Daher packen sie fest an mit ihren skrupellosen Händen, die ja lange schon gewohnt waren, in den Kloaken der Gesellschaft zu wühlen. Ja, mit Fäusten und Zähnen packen sie ihre Beute und mit Stirnen von Bronze sagen sie zu derselben: —„Halt still! Es soll dir kein Leid geschehen. Wir wollen dich nur verspeisen, was man jetzo retten nennt." Aber so wunderlich, so widerspruchsvoll ist des Menschen Sinn und Art, daß ihm der hungerige Tiger, welcher hinter dem Busche hervor plötzlich auf den sorglosen Wanderer sich wirft, doch gewissermaßen imponirt. Denn dieses Imponirende haftet jedem entschlossenen Thun an. Kein Wunder daher, daß in der Epoche der Schwatzpest, in welcher wir leben, auch der nächtliche Mordschlag vom 2. December einen gewissen Respekt einflößte. Man war überall in der Welt der ewigen Schwätzer so müde, daß jeder Handelnde schon als solcher ein günstiges Vorurtheil erweckte.

Die vorragenden Mitglieder des bonaparte'schen Staats-streichkomplotts waren zuvörderst die Herren Persigny, von geburtswegen Fialin, und Morny, von geburtswegen Flahaut, maßen seine Mutter Hortense de Beauharnais, vermählte Louis Bonaparte, ihn dem Grafen Flahaut, Ordonnanz-officier Napoleons des Ersten, im Jahre 1810 geboren hatte. Monsieur de Morny war also ein Halbbruder

Napoleons des Dritten. Wie die genannten beiden Herren, haben auch andere Kompagnons der Gesellschaftsrettungsfirma nicht unter ihren eigenen und naturrechtlichen, sondern unter angenommenen Namen in der Geschichte erscheinen wollen, aus reiner Bescheidenheit vermuthlich, und solche, welche ihre Namen nicht änderten, haben wenigstens ein adeliges „de“ wie ein Feigenblatt der Verschämtheit davorgeklebt. So Herr Maupas, welcher mit den Herren Carlier, Rouher und Fleury zu den am zeitigsten und vollständigsten Eingeweihten gehörte. Herr Carlier wird mit großer Bestimmtheit als der ursprüngliche Planzeichner des Staatsstreiches genannt. Was Herrn Maupas betrifft, so hatte derselbe in seiner Eigenschaft als Präfekt von Toulouse seine Staatsstreichsritterſporen verdient, indem er daselbst eine „Verschwörung“ entdeckte und drei Präfekturräthe als Mitglieder derselben verhaften ließ. Leider wusste ein ungeschickt-ehrlicher Staatsanwalt in die gesellschaftsretterlichen Vorübungstendenzen des Präfekten nicht recht einzugehen und fand nicht den Schatten eines Grundes zur Anklage gegen die Verhafteten. „Oh, seien Sie ganz ruhig,“ sagte Monsieur de Maupas; „ich erwarte aus Paris einen sehr gewandten Polizeiagenten, welcher es schon zu machen wissen wird, daß man bei den Beschuldigten Waffen und gefüllte Granaten findet.“ Der ungeschickte Staatsanwalt schlug beim Justizminister Lärm und das Ende vom Liede war die Absetzung des allzu amtseifrigen Präfekten. In tiefster Seele gekränkt, eilte Herr de Maupas in's Elysée, schüttete sein Herz aus und wurde vollkommen verstanden. Kurz darauf ernannte der Prinz-Präsident den zu Toulouse verkannten Edeln zum Polizeipräfekten von Paris. Solches erzählt man sich von den Antecedentien des Herrn de Maupas. Es sind diese und ähnliche Historien, wie wir wohl kaum zu bemerken nöthig haben, natürlich nur Verleumdungen vonseiten der „Unterwühler von Thron und Altar, der Umstürzer aller heiligen Ordnungen“. Im übrigen können wir des etwas unreinlichen Geschäftes, die Charakterskizzen der Katilinarier vom December zu zeichnen, uns entschlagen. Hat doch der

alte Sallust diese Arbeit schon vor neunzehn Jahrhunderten gethan und zwar ganz vortrefflich, unübertrefflich.

Die Hauptsache war selbstverständlich die Bonaparteisirung der bewaffneten Macht, der Armee, und man hatte gegen die Neige des Jahres 1851 zu in dieser Richtung prächtige Erfolge erreicht. Auf Unterofficiere und Soldaten der in und um Paris liegenden Regimenter war mittels Wein- und Cigarrenspenden, mittels geschickter Beschmeichelungen, sowie mittels lockender Wiederbelebung der napoleonischen Traditionen von Gloire, Beute und Avancement sehr glücklich gewirkt worden. Kamen dann noch in der Entscheidungsstunde hinzu, was man in der Malerei die „Drucker“ nennt, wir meinen bare zehn oder mehr Francs auf den Mann und eine ausreichende Anzahl von Branntweinfässern, so war die Gesellschaftsrettung von dieser Seite her gesichert. Aber man musste auch Generale und Stabsofficiere haben, damit nicht etwa die Truppen im entscheidenden Augenblick aus Respekt vor der Disciplin dem Einflusse der parlamentarischen Generale, der Changarnier, Cavaignac, Leflô, Lamoricière u. s. w. verfielen. Die genannten Herren zu gewinnen, war wenig oder gar keine Aussicht; denn jeder derselben trug sich ja ebenfalls mit dem stolzen Gedanken, in seiner Art Frankreich zu retten und zu beglücken, und sie waren daher als Konkurrenten des Prinz-Präsidenten nicht zu Werkzeugen desselben geeignet. Man wusste sich aber zu helfen. „Wie wär' es“ — warf der Prinz eines Tages hin — „wie wär' es, wenn wir Generale machten?“ Ein großer Gedanke! Monsieur Fleury, ein pariser Kaufmannssohn, welcher nach rascher Verschwendung des väterlichen Vermögens unter die Soldaten gegangen und jetzo ein „brillanter“ Kavallerieofficier war, machte den großen Gedanken zur Wirklichkeit. Der Prinz schickte den „Brillanten“ nach Algier mit einem Auftrag, welcher „brillant“ erfüllt ward. Dieser Auftrag ging dahin: Generale, Oberste und andere Stabsofficiere für den Bonapartismus anzuwerben; vor der Hand auf Kredit, aber doch unter ganz bestimmten Zusicherungen von Generalsepauletten, Geld, Orden, Pensio-

nen u. s. w. Ein Monsieur P. Mayer, vom 2. December selbst zum officiellen Historiographen des 2. Decembers bestellt, hat das in seiner „Histoire du Deux Décembre" mit so unnachahmlicher Grazie beschrieben, daß man ihn schlechterdings selber hören muß. „Un des plus brillants officiers de notre cavalerie, le brave et sympathique commandant Fleury (aujourd'hui, d. h. nach dem Staatsstreich — colonel) fut chargé d'apprécier les courages, d'invoquer les dévouements, de certifier les espérances. Sa mission ne fut ni longue, ni pénible; géneraux de division ou de brigade, colonels, lieutenants-colonels, aucun de ceux à qui son entraînante parole peignait les dangers du pays, n'avaient besoin d'être convaincus. C'est ainsi que les cadets (d. h. die jüngeren der sogenannten „afrikanischen" Generale und Obersten) devinrent les aînés". Also wurden, von der Nothwendigkeit, Frankreich zu retten, „überzeugt", die Herren de Saint-Arnaud — eigentlich hieß er schlechtweg Leroy, hatte aber aus beweglichen Gründen diesen Namen an den Nagel gehängt —, de Cotte, Espinasse, Marulaz, Rochefort, Forey, d'Allonville, Gardarens de Boisse, de Lourmel, Herbillon, Dulac, Feray, Courtigis, Canrobert, Carrelet, Levasseur, Korte, Renaud, Reybell, Bourgon, Sauboul, Tartas und Ripert. Und keiner von allen diesen „Ehrenmännern" trug Bedenken, zum Umsturze der beschworenen Verfassung, der gesetzmäßigen Zustände seines Vaterlandes sich gebrauchen zu lassen? Keiner! Die militärischen Hauptrollen im Gesellschaftsrettungsstück erhielten Saint-Arnaud, welchen Louis Bonaparte zum Kriegsminister, und der General Magnan, welchen er zum Oberbefehlshaber der in und um Paris versammelten Soldateska machte. Wie diese beiden, that sich als besonders brauchbar und „sympathique" auch Canrobert hervor und es war billig, daß nachher alle Decembristen zu Marschällen von Frankreich avancirten. Dagegen ist es eine schnöde Ungerechtigkeit gewesen, daß Espinasse, welcher doch wahrlich keinem der Decemberhelden an Eifer und Hingebung

nachstand und als ein wackerster Katilinarier sich erwies, nicht ebenfalls den „Bâton" erhielt.

„Man muß ein Ende machen!" hatte der Onkel am 18. oder vielmehr am 19. Brumaire von 1799 zu St. Cloud gesagt, mit der Reitgerte zornig auf den Boden hauend. In demselben Palast von St. Cloud hielt in den ersten Septembertagen von 1851 der Neffe einen geheimen Rathschlag mit Persigny, Morny, Carlier und Rouher, wann und wie s e i n Brumaire in Scene gehen sollte. Man kam hierüber noch zu keinem bestimmten Entschluß und Beschluß. Auch bei einer zweiten, am 21. September ebenfalls in St. Cloud gehaltenen Berathung nicht, zu welcher der Prinz den Kriegsminister Saint-Arnaud und die Generale Magnan, Regnault, Le Pays und Bourjolly berufen hatte. Der Schlag wurde abermals vertagt; wohl hauptsächlich desshalb, weil Saint-Arnaud jetzt noch nicht, sondern erst etwas später — nämlich erst dann, als gewisse „Missgriffe", die ihm zu Orléansville im heißen Afrika in der Verwaltung etliche Jahre hindurch begegnet waren, vor Gericht und in der Presse zur Sprache kamen — vollständig zu einem Retter des Eigenthums, der Moral, der Religion, der Familie und des Staates sich berufen fühlte. Die Verschiebung des Staatsstreiches wurde übrigens der Sache des Prinzen höchst vortheilhaft. Er erhielt dadurch noch Gelegenheit, der am 4. November wieder zusammengetretenen Nationalversammlung den wohlverdienten Fußtritt des Hohnes zu geben, indem er derselben die Wiedereinführung des am 31. Mai thatsächlich beseitigten allgemeinen Stimmrechts vorschlug. Noch mehr, er konnte der Mehrheit der Versammlung Zeit und Raum gewähren, die Hefen ihrer Erniedrigung hinunterzuwürgen. Ein sehr beträchtlicher Theil dieser Mehrheit nämlich wollte in ihrer Angst vor dem bevorstehenden Staatsstreich, von welchem man als von einer selbstverständlichen Sache ganz offen sprach, der Niederträchtigkeit sich unterziehen, zu Gunsten der Verlängerung der Gewalten des Prinz-Präsidenten eine Verfassungsrevision zu beantragen, um denselben von gewaltsamen Absichten abzubringen.

Die Ränkeleien und Fühlungen in dieser Richtung fanden nach dem 17. November statt. Allein Louis Bonaparte ging nicht darauf ein und wollte von den parlamentarischen Schwätzern und Intrikanten überhaupt nichts mehr wissen. Seine Anstalten zum großen Gesellschaftsrettungsputsch waren getroffen und er konnte gewiß sein, mit Hilfe seiner Katilinarier seine Absichten viel rascher und vollständiger zu erreichen als mit Hilfe der Orléanisten, Bourbonisten, Jesuiten und sonstigen „Honetten“ der Nationalversammlung. Er wusste, daß Frankreich dieser Karikatur von Republik, welche die schlimmsten Eigenschaften des Despotismus entwickelte, ohne doch die „Stabilität“ zu sichern, nach welcher die Ordnungsfanatiker lechzten, satt und übersatt war. Er wusste, daß die Franzosen, deren überwiegende Mehrzahl, des Lesens und Schreibens unkundig, in der Nacht tiefer Unwissenheit vegetirte, nicht nur nicht sich selbst regieren könnten, sondern auch nicht wollten. Er war überzeugt, daß für dieses Volk, welches despotisch beherrscht, aber mit Geräusch, Glanz und Gloire repräsentirt sein will, der Napoleonismus, beflittert mit etlichen Phrasen von den „großen Principien von 1789“ die passendste Staatsform, d. h. Zwangsjacke sei, und so verschritt er getrost dazu, den „Rathschluß der Vorsehung“ in Erfüllung zu bringen.

5.

Am Abend des 1. Decembers von 1851 hielten die „Burggrafen“ (bourgraves), — wie man nach dem Titel von Hugo's abenteuerlich verzwickten und verrückten Trauerschauerspiel die Chefs der royalistisch-jesuitischen Mehrheitskabalisten der Nationalversammlung nannte — ihren gewohnten Schwatzklub in der Rue Poitiers. Es kam selbstverständlich nichts dabei heraus, als daß man, nachdem man sich müde geschwatzt hatte, nicht laut, aber doch still-

schweigend die Resolution stellte und annahm: „Ach, wenn doch der Herr Bonaparte Raison annehmen und uns bei seiner vorhabenden Gesellschaftsrettung ein bißchen mitagiren lassen wollte!" Nichts da, meine Herren Ränkeler, Schwänkeler und Stänkeler! Der Herr Bonaparte ist nicht nur entschlossen, euch nicht mitagiren zu lassen, sondern auch, euch so zu schurigeln, daß euch, und wär' es auch nur des Dekorums willen, alle Lust vergehen muß, euch späterhin mit ihm zu „ralliiren". Doch nein, nicht allen Burggrafen wird die Lust dazu vergehen. Da ist z. B. eine Grundsäule der Religion und Moral, der Herr Graf von Montalembert. Der wird als geschurigelter Christ die Ruthe des Schuriglers küssen und erst später, als der 2. December seiner „guten Dienste" schlechterdings nicht bedürfen wollte, zur Einsicht kommen, daß er seinen glühenden Lob- und Preispsalm auf den Decemberputsch doch etwas zu voreilig und zu frühzeitig angestimmt habe. Der edle Graf wird dann abermals einen gesinnungstüchtigen Purzelbaum schlagen und als Lobpsallirer der „Freiheit Englands" sich aufthun. Ein napoleonisches Tribunal wird ihn darob in Strafe verfällen, aber Napoleon der Dritte wird dem armsäligen Gaukler den wohlerworbenen Hohn anthun, ihn mittels eines vom 2. December datirten Dekretes zu begnadigen . . .

Zur selben Zeit, wo die Burggrafen in der Rue Poitiers schwatzten, überschüttete in der Oper der Herr de Morny, neben der Loge Cavaignacs sitzend, den General mit Artigkeiten, den General, der keine Ahnung hatte, von dem aber Morny wusste, daß derselbe am folgenden Morgen in einer Kerkerzelle für Räuber und Mörder zu Mazas sitzen würde. Sie spielten ihr Spiel gut, die Decemberspieler, das muß man sagen! Am besten von allen hat nach übereinstimmenden Zeugnissen Morny gespielt und das alte günstige Vorurtheil für „Kinder der Liebe" vollkommen gerechtfertigt. Er hat das hohe Spiel um Hals und Kragen, das Spiel um einen Einsatz, welcher Frankreich hieß und war, mit der scheinbar lässigen, aber in Wahrheit wohlbemessenen Eleganz eines Grandseigneur des Ancien Régime wie eine Whist-

partie arrangirt und durchgeführt und er würde im Nothfall nur verzweifelt kämpfend von der Bühne verschwunden sein, wie Katilina vor Zeiten bei Pistoja gethan. Auch ein anderer der Glücksritter vom Decemberorden, Fialin, sich nennend de Persigny, durfte sagen: „Wenn wir gehen, gehen wir nur in einem Feuerwerke von dannen“ [1]). Mit solchen Werkzeugen arbeitet in Ermangelung besserer die Weltgeschichte häufig genug; nie aber arbeitet sie mit Tiftlern, Düftlern und „Märzministern“.

Es war ein Montagsabend, nach der im Elysée eingeführten Etikette ein „Empfangsabend“ des Prinz-Präsidenten. Die Säle stralten von Lichtern, die Gesellschaft war sehr zahlreich und glänzend. Louis Bonaparte war unbefangen heiter oder spielte wenigstens den unbefangenen Heiteren ganz gut. Von irgendeiner Veranstaltung, welche auf das Bevorstehen von Ungewöhnlichem hätte schließen lassen, keine Spur. Derweil man aber im Elysée plauderte, scherzte und lachte, war Palatin Fialin auf einem Abenteuer begriffen, welches zu dem, was in der zweiten Hälfte dieser denkwürdigen Decembernacht geschehen sollte, den „nervus rerum“ herbeischaffen sollte. Das Objekt dieser Razzia war die Bank von Frankreich, auf deren Schätze in Geldrollen und Banknotenbündeln unser Ritter gerade so viel, nicht um ein Tüpfelchen weniger oder mehr Recht hatte als irgendein in den Diebshöhlen von Paris sich duckender Einbrecher und Räuber. Es soll auch, sagt man, im „Code Napoleon“ auf Einbruch und Raub ganz deutlich und bestimmt die Galeerenstrafe gesetzt sein. Wenn man aber den Einbruch als vollendeter Gentleman an der Spitze eines ganzen Rudels von Polizeimannschaft unternehmen, als Brecheisen eine Kompagnie Chasseur de Vincennes anwenden und gleich die Summe von 25 Millionen Francs einsacken und fortschleppen kann, so bekommt das Ding

---

1) Und so thaten sie oder vielmehr so wurde ihnen gethan. Fialins Prophezeihung ist zur Erfüllung gekommen: — in dem weltgeschichtlichen, unerhörten Feuerwerke „Sedan“ ist die Decemberbande von dannen gegangen worden.

denn doch einen ganz andern Anstrich und Namen. Es kann dann nicht mehr und nicht weniger sein als ein bedeutender Beitrag zur Rettung des Eigenthums, der Religion, Sittlichkeit und Familie, kurz, der Gesellschaft. Es ist auch nicht lautbar geworden, daß, als der Herr Graf de Persigny zum Ambassadeur Sr. Allerchristlichsten Majestät Napoleons des Dritten am Hofe von St. James ernannt worden war, eine höchst tugendsame Königin Viktoria und eine höchst tugendstolze britische Oligarchie-Kaste, welche mitsammen es für sehr unsittlich und gottlos halten, wenn der Kristallpalast am Sonntage den arbeitenden Klassen zu ihrer Belehrung geöffnet würde, — daß, sagen wir, besagte Königin und besagte Kaste irgendeinen Skrupel gehegt hätten, jenen Eigenthumsretter von der Nacht des 1. auf den 2. December höchst zuvorkommend und mit allen Ehren zu empfangen. Grund genug für den armen „unpraktischen" Dr. Sauerampfer, auszurufen: „Moralkodex, dein Name ist Lüge! Du bist nur das bekannte alte Fliegennetz, welches die Armen und Hilfelosen fängt, welches aber die Reichen und Starken ihrerseits hohnlachend zerreißen, wo sie es auf ihren Wegen finden, hohnlachend und ungestraft. Denn „„der Erfolg rechtfertigt alles""".

Gegen 10 Uhr in der Nacht winkte der Prinz, mit dem Rücken an das Gesims eines Kamins im großen Empfangssal gelehnt, welcher voll von Gästen war, den Oberst Vieyra zu sich heran, welcher am Tage zuvor zum Chef des Generalstabs der pariser Nationalgarde ernannt worden war. „Colonel" — sagte lächelnd der Träger der „Idée napoléonienne" — „sind Sie Ihres Gesichtes hinlänglich Meister, um demselben den Eindruck einer großen Ueberraschung nicht anmerken zu lassen?" — „Ich glaube wohl, mein Prinz." — „Desto besser." Und, also erzählt uns Monsieur Mayer, der Officielle, und mit einem noch lustigeren Lächeln („avec un sourire plus épanoui") fuhr Louis Bonaparte fort: „Heute Nacht wird es gethan! . . . Ah, Sie haben nicht gezuckt? Vortrefflich! Sie sind ein fester Mann. Können Sie mir dafür stehen,

daß morgen früh der Generalmarsch nirgends geschlagen werden und keine Zusammenberufung der Nationalgarde statthaben wird?" — „Allerdings, falls ich nur hinlänglich viele Ordonnanzen zu meiner Verfügung habe." — „Benehmen Sie sich hierüber mit dem Kriegsminister und gehen Sie jetzt; aber nicht auf der Stelle, damit man nicht glaube, ich hätte Ihnen einen Befehl gegeben." Und den spanischen Gesandten, welcher sich näherte, beim Arme nehmend, ging der Prinz auf eine Gruppe von Damen zu und ließ sich mit denselben in ein heiteres Geplauder ein. Also die „bewaffnete Bourgeoisie", die Nationalgarde, wollte der Mann nicht mit dabei haben, als er sich anschickte, „Frankreich und die Christenheit (la France et la chrétienté) zu retten" — wie uns Mayer der Officielle versichert. Vor etlichen Monaten hatte die Bourgeoisie das Volk entwaffnet, jetzt entwaffnete der Despotismus die Bourgeoisie. Heute mir, morgen dir!

Gegen Mitternacht entließ der Prinz seine Gäste und zog sich in sein Kabinett zurück. Bald aber erschien der vielgetreue Fialin, meldend, der „nervus rerum gerendarum" sei beschafft, d. h. die bewußten 25 Millionen in Gold und Banknoten befänden sich im Elysée. „Gut, beginnen Sie mit diesen Waffengattungen den Kampf!" Und der Bayard des Napoleonismus redivivus begann ohne Zögern den Kampf, will sagen Kauf. Gegen 3 Uhr Morgens war er schon am Bette des Obersts Espinasse, welchen er mit den Worten weckte: „Morgen sind Sie Brigadegeneral und Adjutant meines Prinzen mit 30,000 Francs Jahresgehalt. Hier sind 100,000 Francs in Banknoten, bald ebensoviel. Sperren Sie die Zugänge zum Palais der Nationalversammlung und helfen Sie tüchtig mit bei der Verhaftung der Quästoren derselben." Welcher Espinasse konnte wohl solcher Beredsamkeit widerstehen? Auch der General de Cotte, gegen welchen der beredsame Monsieur Fialin etwas später auf der Place de la Concorde sein Hunderttausendfrancsargument ebenfalls vorbrachte, widerstand demselben nicht. Später hieß es, dem genannten General

sei auch ein Pferd, welches ihm während der Gesellschaftsrettungsschlacht erschossen worden, mit weiteren 100,000 Francs bezahlt worden. Aber wie Jupiter zur Danae, so kam der goldtriefende Decemberling zum 42. Regiment, welches durch die Quästoren der Nationalversammlung zum Schutze derselben bestellt war. Da stoben dem freigebigen Manne die Tausende und Hunderttausende in Louisd'or und Bankbillets von allen Fingerspitzen, ein befruchtender Regen. Für die Soldaten Mann für Mann 10 bis 20 Francs, für die Korporale, Sergeanten und Fouriere von 50 bis 200, für die Lieutenants von 500 bis 1000, für die Kapitäne von 3000 bis 5000, für die Majore 10,000. Sacré nom de Dieu, man rettet die Gesellschaft nicht umsonst! Der gewandte Seelenkäufer und seine Kommis fanden in den Kasernen überall einen guten Markt. Da und dort trafen sie aber doch — wunderbar zu sagen! — auf einen „Ideologen" in Uniform. In Wahrheit, da und dort stieß ein Sergeant, Lieutenant, ein Kapitän die mit Geld oder Banknoten gefüllte Mäklerhand verachtungsvoll zurück. Aber das waren nur weiße Raben. Bei Tagesanbruch fühlte die Garnison von Paris zu jedem Thun für „Frankreich und die Christenheit" sich „entflammt". Das sind die Wunder der Disciplin und Subordination. Ah, wir haben es weit gebracht im Christenthum in diesen achtzehn Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung!

Im Kabinette des Prinzen trafen inzwischen der Prätendent, Morny, Maupas und Saint-Arnaud die letzten Verabredungen. Es wird, natürlich „unglaubwürdig", versichert, daß Banknotenbündel auch hier eine bedeutsame Rolle gespielt hätten, um „die Ueberzeugungen zu befestigen" und „die Hoffnungen zu ermuthigen". Der Herr Kriegsminister soll eine bare Million in seiner Tasche mitfortgetragen haben, um die eine Hälfte für sich zu behalten und die andere dem General Magnan zuzustellen. Dem Monsieur de Maupas habe, als die Stunde des Handelns gekommen, das Herz in die Beinkleider fallen wollen, doch sei es ihm durch seine Mitverschworenen, insbesondere durch den kühnen

Morny, wieder leidlich im Brustkasten befestigt worden. Was in dem prinzlichen Kabinett in jener Stunde nach Mitternacht verhandelt worden, lässt sich aus den Folgen mit Bestimmtheit errathen: über das Wie dagegen liegen bislang nur Vermuthungen vor. So auch darüber, was Monsieur Fleury in dieser Nacht für Aufträge hatte und besorgte. Wahrscheinlich war derselbe in den Kasernen gesellschaftsretterlich thätig. Vielleicht hinterließ Monsieur Mocquard, der Geheimschreiber des Prinzen, Memoiren, welche über die einzelnen Umstände der Vorbereitungen zur Decemberblutmesse befriedigendere Aufschlüsse geben, als wir bis jetzt zu erlangen vermochten. Gewiß ist, daß Saint-Arnaud den Colonel Beville in das Kabinett hereinrief und daß der Prinz diesem Officier seine bereit gehaltenen Proklamationen übergab, um sie in die Staatsdruckerei zu bringen, deren Direktor Saint-Georges mit im Komplotte war. Die zum voraus konsignirten Setzer und Drucker mussten sich sofort an die Arbeit machen, während der Kapitän Delaroche Doisy mit einer Kompagnie vom 1. Bataillon der Gensdarmerie das Gebäude umstellte und von der Nachbarschaft abschloß. Die Soldaten hatten den Befehl, „ohne weiteres jeden niederzuschießen, der es versuchen sollte, das Haus zu verlassen oder auch nur einem Fenster sich zu nähern". Ein sehr deutlicher Befehl, dessen Deutlichkeit Monsieur Mayer der Officielle zu rühmen nicht unterlassen hat. Derselbe edle Historiograph konnte, nachdem er angegeben, wie die Manifeste des Meineids und Verraths, womit am Morgen des 2. Decembers Paris und Frankreich überrascht werden sollten, gedruckt wurden, nicht umhin, also seiner lyrischen Ekstase Ausdruck zu geben: — „Zum ewigen Ruhme des menschlichen Gedankens war der erste Akt des 2. Decembers kein Kanonenschuß, sondern" — (sit venia verbo) — „ein Preßschuß (coup de presse). Aus der Nationaldruckerei ging das t r o st v o l l e Präludium (prélude consolateur) hervor" — zu mehrbesagter Blutmesse nämlich. Es wird erzählt, aber in verschiedener, sogar in sich widersprechender und demnach wenig glaubwürdiger

Weise, daß im letzten Augenblicke, d. h. gegen 3 Uhr Morgens, als die Verschworenen sich trennen und an's Werk gehen sollten, der Prinz oder nach anderer Version sein Halbbruder Morny (?) plötzlich schwankend geworden sei. Da habe aber der inzwischen im Elysée erschienene Fleury den Schwankenden beiseite genommen und, ein Pistol ziehend, demselben gedroht, er würde ihn auf der Stelle niederschießen, so er zögerte, weiter vorzugehen.

Kurz vor 3 Uhr trennten sich die Gesellschaftsretter. Der Prinz ging ruhig schlafen, sagt man. Ob er wirklich „ruhig" schlief? Wer es glauben will, mag es thun. Saint-Arnaud begab sich ins Kriegsministerium, um die angeordneten Truppenbewegungen zu leiten und Paris in Belagerungszustand zu setzen, welcher ja, wie männiglich weiß, bei allen den „rettenden Thaten" unseres Jahrhunderts das Beste thun muß. Morny seinerseits machte sich mit einer Soldatenbande nach dem Ministerium des Inneren auf, um den Inhaber desselben auszutreiben und sich selber an dessen statt zum Minister zu improvisiren. Maupas eilte nach der Polizeipräfektur, wo nahezu 1000 Polizeisoldaten und etliche 40 Polizeikommissäre versammelt waren, unter dem Vorwande, daß es gälte, eine Verschwörung der Socialdemokraten, welche, mit Hilfe „fremder Flüchtlinge" zum Ausbruche kommen sollte, zu unterdrücken. Der 2. December kopirte, wo immer es anging, den 18. Brumaire. Der Verschwörer von 1799 hatte ja auch eine „jakobinische" Verschwörung erfunden, der Verschwörer von 1851 erfand eine „socialdemokratische". Der würdige Polizeipräfekt ertheilte, wie die eine Lesart will und sie ist die glaubhaftere, seine Befehle jedem der Polizeikommissäre einzeln. Die andere Lesart sagt, Maupas habe die Polizeikommissäre versammelt und ihnen dargelegt, daß und wie sie zur Vollziehung des Staatsstreiches, welcher in dieser Nacht vor sich ginge, mitzuwirken hätten. Alle diese „Diener des Gesetzes" mussten wissen, daß man Gesetzwidriges, daß man geradezu Verbrecherisches von ihnen verlangte, daß sie zu Werkzeugen schnödesten Verrathes sich hergeben sollten; aber alle er-

klärten sich bereit, das zu thun, mit Ausnahme eines einzigen, dessen Namen wir leider nicht anzugeben vermögen.

Die Polizeikommissäre erhielten von Maupas den Befehl, vor 6 Uhr des Morgens zu verhaften und nach Mazas und in andere Gefängnisse zu bringen: sechszehn Mitglieder der Nationalversammlung, nämlich die Generale Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Changarnier und Leflô, den Oberstlieutenant Charras, den Kapitän Chollat und den Lieutenant Valentin; ferner Thiers, Baze, Beaune, Greppo, Lagrange, Miot, Roger du Nord und Nadaud. Alle diese „unverletzlichen" Volksvertreter wurden zur bezeichneten Stunde aus ihren Betten geholt, zum Theil unter Umständen, welche komisch gewesen sein würden, wenn sie nicht brutal gewesen wären. Unter den nach Mazas Geschleppten befand sich also auch Herr Thiers, und falls die Entrüstung darüber, daß der alte Mann daselbst der Gegenstand höhnischer Insulten vonseiten des Gefängnißpersonals war, irgendwie Raum hierfür ließe, so könnte man sich einer unwillkürlichen Anwandelung von Schadenfreude kaum erwehren, daß der „Neffe" dem geschichtef—indenden Vergötterer des „Onkels" Gelegenheit gab, in einer Kerkerzelle von Mazas über das Wesen des Napoleonismus etwas reiflicher nachzudenken, als er früher gethan hatte ... Zugleich mit den Volksrepräsentanten wurden zuvörderst auch etliche siebzig Republikaner in Paris verhaftet, von welchen ein energischer Widerstand gegen den Staatsstreich zu erwarten war. Sie wurden sammt und sonders deportirt, ohne Proceß und Urtheil, ein Loos, welches nach glücklich vollbrachter Gesellschaftsrettung bekanntlich noch so viele, viele Opfer derselben getroffen hat. Allein *das* wenigstens können und wollen wir nicht glauben, daß der Sieger vom 2. December, als man ihm sagte: „Aber die Deportation nach Cayenne ist der Tod" — kaltblütig zur Antwort gegeben habe: „So versteh' ich sie auch (je l'entends bien ainsi)." Nein, wir *wollen* es nicht glauben, selbst auf die Gefahr hin, schwachherzige Ideologen und Optimisten gescholten zu werden.

Noch lag das Düster der Decembernacht auf der

schweigenden Hauptstadt Frankreichs, als um die sechste Morgenstunde die vergitterten Zellenwagen mit den Verhafteten gen Mazas und nach dem Fort vom Mont-Valerien rollten. Zur selben Zeit bezog Forey den Quai d'Orsay mit einer Infanteriebrigade, Dulac mit einer zweiten den Tuileriengarten und Cotte mit einer dritten den Concordeplatz, während Canrobert mit einer vierten, welche durch Kavalleriebrigaden unter Korte und Reybell verstärkt war, die Umgebungen des Palais Elysée besetzte. Zur selben Stunde fuhren mit bedruckten Papiermassen beladene Karren aus dem Thore der Staatsbuchdruckerei und diese Papiermassen bedeckten noch vor Tagesanbruch in Form von Plakaten die Häuserwände der Straßen von Paris.

Soweit das Werk der Nacht.

—

6.

„Im Namen des französischen Volkes.

Der Präsident der Republik verordnet: —

1) Die Nationalversammlung ist aufgelös't.
2) Das allgemeine Stimmrecht ist wieder hergestellt.
3) Das französische Volk wird zwischen dem 14. und dem 21. December an seine Abstimmungsorte (dans ses comices) berufen.
4) Der Belagerungszustand ist im ganzen Umfange der 1. Militärdivision verhängt (d. h. über Paris und zehn benachbarte Departements).
5) Der Staatsrath ist aufgelös't.
6) Der Minister des Innern ist mit dem Vollzug dieser Verordnungen beauftragt.

Gegeben im Palais Elysée, am 2. December 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Minister des Innern
De Morny."

Dieses lakonische Dekret verkündigte dem am Morgen des 2. Decembers erwachenden Paris, daß die Republik über Nacht zu Gunsten des Bonapartismus eskamotirt und konfiscirt worden sei. Das Staunen und die Ueberraschung waren nicht allzugroß über ein Ereigniß, welches Leute von gesundem Menschenverstand längst vorausgesehen und vorausgesagt hatten. Nur solche, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, den Louis Bonaparte für einen „Idioten" zu halten, rieben sich höchst verwundert die Augen. Der angebliche Idiot hatte also zu eigenen Gunsten gewagt, was die höchsten Spitzen der Bildungsphilisterschaft, des Royalismus und der Jesuiterei, Messieurs les Bourgraves, zu Gunsten von Thron und Altar, d. h. ebenfalls zu eigenen Gunsten, sehnlichst zwar gewünscht, aber beileibe nicht gewagt hatten. Es war doch recht ärgerlich, zu sehen, wie ihnen ein anderer das Jägerrecht über die arme, mit allen Hunden der Perfidie und Verrätherei zu schanden gehetzte Republik vor der Nase wegnahm. Man empfindet wider Willen etwas wie Genugthuung, daß über alle die Intrikanten und Verschwörer ein größerer gekommen.

Das Dämonische im ganzen Wesen und Walten von Louis Bonaparte prägte sich sehr charakteristisch in einem scharfen Zug von mephistophelischem Hohn und Spott aus, wovon er gelegentlich Gebrauch zu machen liebte. Die Waffe der Ironie, von überlegenen Köpfen so gerne gehandhabt und von Schwachköpfen so gefürchtet und gehasst, hat auch in der blutigen Decemberkomödie mitgewirkt. Denn die beiden Proklamationen, womit der Prinz sein Staatsstreichsdekret begleitete, sind wahre Meisterstücke der Satire. Der eine dieser Kommentare war an das französische Volk, der andere an die Armee gerichtet. Im einen wie im andern erhob sich der prinzliche Satiriker zur Zenithöhe souveräner Menschenverachtung. Denn wie unsäglich musste der ein Volk verachten, welcher ihm, während er demselben den Fuß gewaltsam auf den Nacken setzte, den sarkastischen Hohn zuschleuderte, er wolle „die perfiden Projekte, welche die Ränkespinner und Verschwörer in der Nationalversammlung zum

Sturze der Republik ausgeheckt, vereiteln und seine Pflicht, die Republik aufrecht zu erhalten, erfüllen." Und wie musste der eine Soldateska verachten, welcher an sie, nachdem er sie mit Geld, Wein und Cigarren gekauft hatte, die ätzenden Spottworte richtete: „Soldaten, seid stolz auf eure Mission! Ihr werdet das Vaterland retten; denn ich zähle auf euch, nicht um die Gesetze zu verletzen, sondern um dem Grundgesetze des Landes Geltung zu verschaffen, der Nationalsouveränität, deren legitimer Repräsentant ich bin." Der Staat bin ich! sagte jener Louis Bourbon. Ich repräsentire den Willen der Nation! sagte dieser Louis Bonaparte. Und beide fanden Glauben; denn je ungeheuerlicher eine Lüge, desto lieber und leichter schluckt bekanntlich der Köhlerglaube sie hinunter. Aber wir vergessen, daß fünf Millionen und mehr französische Staatsbürger den Prinzen in der That zum Vertreter des Nationalwillens erwählt und bestellt hatten. Louis Bonaparte legte sein Mandat vielleicht etwas anders aus als die Mehrzahl oder wenigstens eine große Anzahl seiner Wähler dasselbe verstanden wissen wollte; allein man muß billiger Weise in Rechnung bringen, daß, wie jedermann weiß, Dame Exegese eine Wachsnase besitzt, welche, wie unter den Händen von Theologen und Juristen, so auch unter denen von Politikern die absonderlichsten Formen und verwundersamsten Richtungen annehmen kann und wirklich anzunehmen pflegt. . . .

Die Decembermänner, von vornherein nicht nur entschlossen, sondern auch unbedingt darauf angewiesen, alles an alles zu setzen, hatten ihre Maßregeln, jeden Widerstand niederzuschmettern, mit kaltblütigster Umsicht getroffen und setzten dieselben mit einer Energie in Vollzug, welche sich schlechterdings nichts daraus machte, durch Blutlachen hindurch dem Ziele zuzuwaden: nämlich der Rettung der Familie, des Eigenthums, der Religion und Sittlichkeit, kurz der Gesellschaft, was alles sich zusammenfasste in dem Stichwort: Unbeschränkte Tyrannis Louis Bonaparte's, welcher noch eine Weile Präsident und dann Kaiser heißen soll. Der unvergleichliche Officielle, Monsieur P. Mayer, welcher,

Jude von Geburt, Deutscher von Namen und Franzos aus Oekonomie, in seiner hofhistoriographischen Person den deutschen Bedienten mit dem französischen Mouchard so schön vereinigt, er hat die Philosophie der Gesellschaftsretterei in wahrhaft lapidarischer Sprache also geoffenbart: — „Wollte man sich nicht einer schmählichen Niederlage bloßstellen, so musste man nicht nur zuvorkommen, sondern auch schrecken (ne pas seulement prévenir, mais épouvanter). In Staatsstreichssachen diskutirt man nicht, sondern man schlägt zu (on frappe); man erwartet nicht den Feind, sondern stürzt sich auf ihn; man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé)." Ja, so war es! „Man muß den Royalisten Furcht einjagen!" sagte der Septemberschrecken von 1792. „Man muß den Royalisten und den Republikanern, den Weißen, den Blauen und den Rothen, man muß den Parisern und Pariserinnen, man muß aller Welt Angst einjagen!" sagte der Decemberschrecken von 1851. Und also geschah es. Lasst unsere Agenten auf allen Plätzen und Quais und Straßen, wo die bewaffnete Macht aufgestellt ist, die Goldrollen „wie Chocoladetafeln" zerbrechen und den Inhalt rechts und links verstreuen, lasst hübsche Dirnen im Marketenderinnenaufzuge Ströme von Wein und Branntwein in die Kolonnen leiten, und dann mag die Molochopferfestorgie der „Rettung Frankreichs und der Christenheit" anheben. Wir wollen schrecken, beben vor nichts zurück und sind auf alles gefasst, selbst auf äußerste Nothfälle.

In Wahrheit, das waren sie, und es ist daher wohl mehr als eine „böswillige" Sage, daß der Kriegsminister De Saint-Arnaud einen schriftlichen Befehl in der Tasche gehabt habe, die verhafteten Officiere und Volksvertreter, so es nöthig, erschießen zu lassen, sodann im Nothfalle mit den Truppen auf das Palais Elysée und von da, den Prinzen in der Mitte, nach den Forts sich zurückzuziehen, um von dort aus Paris zu bombardiren.

Dieses Aeußerste, die Siegesfahne des Bonapartismus auf dem Schutte der Hauptstadt aufzupflanzen, erwies sich

nicht als nöthig. Denn der Widerstand, welchen die Gesellschaftsretter fanden, war durchaus kein ausgiebiger und nachhaltiger. Natürlich ging derselbe zunächst von der Nationalversammlung aus, welche sich so unceremoniös an die Luft gesetzt sah. Sie machte nun aber die unliebsame Erfahrung, welche schon so unzählige male gemacht worden ist, daß das Recht eine Chimäre, die Macht dagegen eine brutale Thatsache. Die Herren Dupin und Daru, Präsident und Vicepräsident des Parlements, sahen sich, als sie mit einer Anzahl ihrer Kollegen den Versuch wagten, in's Sitzungslokal zu gelangen, um ein gangbarstes und beliebtestes Geschäft der Schwäche zu verrichten, nämlich einen Protest zu erlassen, mittels des Arguments gefällter Bajonnette barsch zurückgewiesen. Herr Dupin, welcher sich nachmals, sobald es die „Honettität" erlaubte, mit Vergnügen zu einem Handlanger des Staatsstreichsprinzen hergab, sagte zu den Säbelschleppern: „Das Recht ist für uns, aber die Gewalt gegen uns. Empfehle mich Ihnen." Etwas später fanden sich 220 Mitglieder von der Mehrheit der Nationalversammlung in der Mairie des 10. Arrondissement in der Rue Grenelle zusammen und thaten große Thaten in Worten. Unter dem Vorsitze von Benoit d'Azy beschlossen diese „Honetten", daß der Präsident der Republik abgesetzt und als Angeklagter vor den hohen Staatsgerichtshof zu verweisen, ferner die 10. Legion der Nationalgarde zum Schutze des Parlements aufzubieten und der General Oudinot zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt sei. Etwas Hochkomisches hatte es, daß die Ergebnisse dieser zur Aufrechthaltung der Republik unternommenen Redeübungen durch den geschworenen Bourbonisten Berryer, den berühmtesten Chef des legitimistischen Royalismus, zum Fenster hinaus den Vorübergehenden verkündigt wurden. Frau Historia ist doch ein witziges Weib! Nachdem aber der erfolglose Schwatz — denn niemand wollte für die Schwätzer einen Finger rühren — eine Weile gedauert hatte, erschienen zwei Polizeikommissäre mit hinlänglich vielen Soldaten, faßten die Versammlung, als dieselbe sich nicht

freiwillig zerstreuen wollte, ab und führten sie nach der Kaserne am Quai d'Orsay, von wo die 220 Volksvertreter in zum Transport von Galeerensträflingen bestimmten Zellenwagen nach Mazas, Vincennes und Mont-Valerien geschafft wurden. Ueberhaupt that der Decemberschrecken mit bunt durcheinander vorgenommenen Verhaftnahmen und Einkerkerungen nicht karg. Die Gefängnisse in Paris, die Kasematten der Forts ringsher füllten sich mit Massen von Gefangenen. In's Fort de Bicêtre allein wurden 750 gebracht, in St. Pelagie lagen 735. Die Gesammtzahl der Verhafteten ging in die tausende. Denn wie der Septemberschrecken von 1792 alle Welt für des Royalismus „verdächtig" angesehen hatte, so betrachtete der Decemberschrecken von 1851 alle Welt als des Republikanismus verdächtig und war demnach eifrig im massenhaften Einthürmen — immerfort, versteht sich, zur Ehre der Gesellschaftsrettung.

Aber diese sollte sich noch viel drastischer manifestiren! Es galt ja, zu „schrecken". Der Bonapartismus wollte sich so recht mit „Eclat" inthronisiren, der Napoleonismus ganz à la Jupiter tonans unter Blitz, Donner und Kugelnhagel sein Auferstehungsfest begehen. Die Republikaner thaten ihm den großen Gefallen, zu solchem Vorgehen einen leidlichen Vorwand zu liefern. Etliche Montagnards der auf die Gasse geworfenen Nationalversammlung eilten in die Arbeiterquartiere, um das Volk zur Vertheidigung der Republik aufzurufen. Was für einer Republik? Nun, derjenigen, in deren Namen die „Honetten" im Juni von 1848 das Volk niedergekartätscht und im Mai von 1850 seines Wahlrechts beraubt hatten. Was hatte denn diese Republik in irgendwelcher Richtung für den vierten Stand gethan? Nichts und wieder nichts. Wie, für orleanistische Tribünecharlatane à la Thiers, für bourbonistische Deklamatoren à la Berryer, für Pröze à la Faucher, für Jesuiten à la Falloux sollte das Volk sich schlagen? So dumm war es doch nicht! Wenigstens nicht in Masse. Im Gegentheil, das in den Massen vorherrschende Gefühl war das der Schadenfreude, daß über alle die „honetten" Gaukler,

Ränkespinner und Verräther ein noch viel „honetterer" gekommen. Auch verfehlte der schlaue Paragraph im Staatsstreichsdekrete, kraft dessen das allgemeine Stimmrecht wieder hergestellt wurde, seine Wirkung nicht.

Dennoch gelang es der Energie, womit Bergmänner wie Baudin und Madier des Montjeau — jener wurde im Kampfe getödtet, dieser schwer verwundet — wie Esquiros und Schoelcher „aux armes!" riefen, da und dort, namentlich im alten Revolutionshauptquartier, im Faubourg St. Antoine, schon am 2. December einzelne Scharen gegen die Gesellschaftsrettung in's Feld, will sagen auf Barrikaden zu stellen. Am folgenden Tage gewann es sogar den Anschein, als wollte der Widerstand großartige Verhältnisse annehmen. Man schlug sich in den Vorstädten St. Antoine, St. Martin und St. Denis. Allein es war doch nur, wie die Blousenleute spottlächelnd sagten, „eine Revolution der Fräcke und Lackstiefeln", d. h. die Massen betheiligten sich nicht. Außerdem hatten die Gesellschaftsretter St. Arnaud und Magnan erdrückend übermächtige Streitkräfte — nahezu 80,000 Mann — zur Hand und es war Sorge getragen worden, die Bestie im Soldaten zur wildesten Wuth aufzureizen. Sie machte dann auch ihre Tigersprünge.

Am 4. December war der Widerstand in den genannten Quartieren schon im Verathmen, während im übrigen Paris keine andere Unruhe als die der Neugier zu verspüren war. Quer das! Denn es war noch lange nicht genug „geschreckt" worden. Daher sollte der Gesellschaft noch recht eindringlich fühlbar gemacht werden, daß man eifrig daran sei, sie zu „retten", und wollte der Decemberschrecken schlechterdings in seiner ganzen Macht und Pracht sich sehen lassen. Dies der Sinn jener gräulichen, in ihrer Art einzigen Blutorgie, welche man die „Säuberung der Boulevards" nannte. Der weinselige General Reybell und der nüchterne General Canrobert, welchem letzteren einem jener Skandalgerüchte zufolge, wie sie in der Atmosphäre vor Staatsstreichen ungreifbar flattern, eine in Paris

lebende vornehme Russin eine Schäferstunde als Siegespreis für diese Heldenthat ausgesetzt haben soll, besorgten heroisch dieses Schreckgeschäft. Tausende und wieder tausende von Neugierigen, waffenlos, fragend, schwatzend, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Knaben und Mädchen bunt durch einander, wogten die breiten Boulevards auf und ab. Da plötzlich Trommelsignale und Trompetenstöße. Will man etwa eine Aufforderung zum Auseinandergehen, irgend-eine Warnung an die neugierige Menge richten? Bewahre! Wie sagt Monsieur P. Mayer der Officielle? „In Staats-streichssachen diskutirt man nicht, man schlägt zu."

Ja, man schlug zu. Die Boulevards entlang zwischen der Rue Montmartre und der Porte St. Martin ras'te das Gemetzel am fürchterlichsten. Dort lag das Blut, das Blut von Waffenlosen, von Greisen, von Frauen, von Kindern noch am Abend so hoch, daß Vorübergehende durch-waden mussten. Man wartete, bis die Haufen recht „dicht" standen. Dann darauf los mit Infanterie, Artillerie und Kavallerie. „Tödtet, was ihr vor euch findet!" schrieen Offi-ciere, denen die Goldstücke, um welche sie sich verkauft hatten, in den Taschen klirrten, ihren Leuten zu. „Auf die Be-duinen!" schrieen ihrerseits die bis zur Tollwuth aufgereizten Soldaten. Mit Vollkugeln und Kartätschen, mit Bajonnett, Kolbe und Säbel wurde gegen die Wehr- und Waffen-losen jedes Alters und Geschlechts gewüthet. Außerhalb und innerhalb der Häuser ward erbarmungslos gewürgt. Die Zahl der Opfer genau zu ermitteln, ist bislang nicht möglich gewesen; denn der Decemberschrecken schlug das Land mit Stummheit. Der Moniteur gab mit gewohnter Wahrhaftigkeit an, es seien im Ganzen nur 350 Personen getödtet worden. Sicherlich hat aber die Blutorgie auf den Boulevards allein hunderte und wieder hunderte von Menschenleben gekostet. Nach dem Gewürge kamen dann die Proskriptionen, Konfiskationen, Deportationen und Ver-bannungen.

Also wurden die Religion und die Moral, das Eigen-thum und die Familie, also ward die Gesellschaft gerettet

und Louis Bonaparte zum unumschränkten Herrn und Gebieter Frankreichs gemacht. „Alles, was möglich, ist legitim!“ hat das dicke Kirchenlicht Montalembert und: „Alles, was wirklich, ist vernünftig!“ hat das große Katheaderlicht Hegel gesagt. Der Staatsstreich vom 2. December war möglich, folglich war er legitim; der Bonapartismus ist eine unbezweifelbare Wirklichkeit, folglich ist er vernünftig. Und doch, und doch —

„Wie mancher wähnt den Feind zersplittert,
Indeß die Nemesis umwittert
Sein Siegeszelt“ —

und darum mochte da und dort ein einsamer Mann, wenn er, über die vornehmen und geringen Pöbelhaufen, welche anbetend vor dem Erfolge, — habe Seine Hoheit der Despotismus oder Ihre Herrlichkeit die Canaille denselben erlangt, — auf den Knieen liegen, verachtungsvoll hinwegblickend, sein ahnendes Ohr der Zukunft entgegenwandte, aus dieser schon den nahenden Donnerschritt der rächenden Göttin heraushören.

Freilich, diese Einsamen sind nur „Ideologen“, „Principienreiter“ und „Idealpolitiker“, mit welchen die Realpolitik bekanntlich nichts zu schaffen hat. Diese, die Realpolitik, welche die Thatsache kennt und anerkennt, daß in dem Rechenexempel der Weltgeschichte Moral, Recht, Wort- und Eidtreue und dergleichen „Katechismusdinge“ mehr nur aufgeführt werden, um gelegentlich vor dem großen Haufen damit Parade zu machen, sie hat die Decembristen nicht allein absolvirt, sondern auch beatisirt und glorificirt. Noch mehr, die Realpolitik behauptet mit Fug und Wahrheit zweierlei. Erstens, daß Napoleon der Dritte in den achtzehn Jahren, binnen welcher er Frankreich beherrschte, den Beweis geliefert habe, daß es noch keiner so gut wie er verstanden, über Franzosen zu herrschen. Zweitens, daß er ein unbezahlbar kostbares Element in dem Gährungsproceß unserer Zeit gewesen. Ohne ihn wäre mit dem Jahr 1850 Europa sicherlich in die öde Kirchhofsruhe-Sklaverei, wie sie dem Sturze Napoleons des Ersten gefolgt war, zurückgesunken. Der

Decembermann hat die Völker wacherhalten, hat insbesondere auch das deutsche vor völligem Wiedereindußeln bewahrt.

Der Historiker von wirklichem Beruf also, wie der kalt und ruhig urtheilende Kenner von Welt und Menschen, sie begreifen unschwer die Möglichkeit der Wiederaufrichtung des napoleonischen Kaiserthrons. Eine nüchterne Erwägung kann auch nicht anstehen, die in den Sünden der alten Parteien wurzelnde Berechtigung des Bonapartismus anzuerkennen. Diese Sünden zu strafen und mittels solcher Vergeltung, wenn auch unbewußt und widerwillig, neuen Entwickelungen des Völkerlebens Raum und Bahn zu schaffen, das war des zweiten Empire Bestimmung und Aufgabe. So man aber unbefangen betrachtet, wie Napoleon der Dritte jene allmächtig geglaubte zarische Knute, welche die ... (ihr wißt schon!) ... in ihres angestammten Nichts durchbohrendem Gefühle so lange mit brünstiger Andacht geküßt hatten, zerbrochen und wie er den luciferisch hoch- und übermüthigen britischen Leoparden dahingebracht hat, als sein wohldressirter Pudel sich zu gebaren, so wird man schon zugeben müssen, daß der Neffe des Onkels denkende Menschen von der unheilvollen Bestrickung durch die zwei Erzlügen von der unwiderstehlichen russischen Macht und von der unübertrefflichen englischen Staatsverwaltung glücklich erlöst habe. Und wer könnte im Ernste bestreiten wollen, daß Louis Bonaparte und nur er es gewesen, welcher der armen schönen Signora Italia Luft gemacht hat? Soweit Luft gemacht hat, daß sie sich der kroatischen Nothzucht und der bourbonischen Folterung erwehren konnte und sogar Muth, Kraft und Entschluß zu sammeln vermag, die gräuliche Riesenwanze, so auf den sieben Hügeln stinkt, eines Tages zu zerquetschen.

„Doch" — so hör' ich einwerfen, — „das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das ganze napoleonische Wesen widerspricht aller Sittlichkeit, wie wir Deutsche sie verstehen und besitzen" ... Oh, Himmel, die specifisch deutsche Sittlichkeit! Geht doch, es ist ja nichts dahinter als Selbsttäuschung und Phrase. Die wirklichen und wahrhaften

Kardinaltugenden unseres Volkes: — der idealistische Hang und Drang, die unverwüstliche Arbeitskraft und die unermüdliche Arbeitslust — sie mögen und sollen gepriesen werden, so lange eine deutsche Zunge sich rührt und eine deutsche Hand die Feder führt. Aber das Gedale von und das Geprale mit einer sittlichen Quintessenz, welche vor allen andern Kulturvölkern nur dem deutschen verliehen worden sei, ist eitel Kathederdünkel und Zeitungsklüngel. Seht euch doch einmal die vergleichende Verbrechenstatistik von Europa an und merkt euch daraus etwa die eine Thatsache, daß Deutschland die ruchlosesten Giftmischerinnen der modernen Zeit geboren und erzogen hat.

Wahre Vaterlandsliebe wendet sich mit Ekel und Entrüstung ab von der nichtswürdigen Bemäntelung, Beschmeichelung und Beräucherung, welche in Schrift und Wort dem deutschen Wesen darzubringen jetzt in Deutschland Mode geworden ist und unserem Volke die Binde unseliger Verblendung dicht und dichter auf die Augen kleistern möchte. Freilich, es ist nicht allein der Könige, sondern auch der Völker Unglück, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Allein trotzdem soll der rechte Patriot nimmer ermüden, seinen Landsleuten den Kitzel einer thörichten Selbstgefälligkeit mit rauher Hand zu vertreiben. Nein, all ihr Söhne und Töchter des braven alten Michels mit den hartschwieligen Arbeitshänden und der edlen Frau Germania mit den gutmüthigen, ach, viel zu gutmüthigen Augen und dem ewigjung-idealgläubigen Gemüth, nein, ihr seid keineswegs vor andern civilisirten Völkern mit „Sittlichkeit“ begnadet, und was auch schlaurechnende Schranzen der Metze Popularität euch vorschmeicheln mögen, bis zu dieser Stunde ist eine herbe Wahrheit das herbe Wort Göthe's: „Die Deutschen sind als Individuen meist respektabel, als Volk miserabel“.

Ach, und wie miserabel! Wo blieb denn so oft unser Nationalgewissen? Wo der vielbesungene „Männerstolz vor Königsthronen“? Es steht uns fürwahr gut an, über die französische „Unsittlichkeit“ zu schelten, welche den Staatsstreich vom December geduldet und das Wiederkommen

des Napoleonismus zugelassen habe, ja wohl! Wo ist denn ein Meineid, ein Wort- und Rechtsbruch, eine Vergewaltigung, welche die deutsche „Sittlichkeit“ nicht geduldet und zugelassen, wo eine stupide Hintansetzung unserer handgreiflichsten Interessen, eine schnöde Misshandlung unserer heiligsten Rechte, eine boshafte Verhöhnung unserer theuersten Gefühle, die wir nicht ertragen hätten? Haben nicht vierzig Millionen Deutsche mit der ganzen Gelassenheit des Stumpfsinns zugesehen, als nach der missglückten deutschen Viertelsrevolution von 1848 die Vertheidiger der sonnenklaren Rechte der Nation, hunderte, tausende schlechtester wahrlich nicht, sondern bester Söhne unseres Landes — die „besten“ Hampel- und Staatsmänner, die lieben liberalen „Mohren“ standen daneben, mit schlechtverhaltener Freude sich die Hände reibend — zu Pulver und Blei begnadigt, wie der brutale Hohn lautete, oder in Zuchthäusern zu schanden gequält oder in das Elend des Exils getrieben wurden?

Es gehört das Blut eines Fisches oder eines Hofraths dazu, um beim Anblick solcher „Sittlichkeit“ nicht aufzukochen. Männer jedoch, deren Glauben an den unhemmbaren Vorschritt der Menschheit und demnach auch ihres Volkes unwankbar, sie werden beim Rückschauen auf das, was alles die „sittlichen“ Deutschen nur seit dem Beginn unseres Jahrhunderts über sich ergehen ließen, ungestraft, ungerächt und ungesühnt über sich ergehen ließen, in finsteren Stunden angewidert und entmuthigt das Haupt sinken lassen oder aber zornvoll miteinstimmen in des sterbenden Talbot Verzweiflungsschrei: —

„Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen musst?
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würdige wendet und bedachte Pläne
Mit weisem Geist entwirft. Dem Narrenkönig
Gehört die Welt!“

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.